

Joachim Fest



ro
ro
ro

**DER
UNTERGANG**

Hitler und das Ende des Dritten Reiches
Eine historische Skizze

**Die neuere Geschichte kennt nichts,
was den Ereignissen des Frühjahrs 1945
vergleichbar wäre.**

Niemals zuvor sind im Untergang eines Reiches so viele Menschenleben vernichtet, so viele Städte ausgelöscht worden. Joachim Fest erinnert an ein Geschehen, das nicht nur politisch-historisch, sondern für ungezählte Mitlebende vor allem menschlich nichts anderes als ein Weltuntergang war.

www.rororo.de

ISBN 3-499-61537-1 € 8.90 (D)



9 783499 615375

ZU DIESEM BUCH

Die neuere Geschichte kennt nichts, was den Ereignissen des Frühjahrs 1945 vergleichbar wäre. Niemals zuvor sind im Untergang eines Reiches so viele Menschenleben vernichtet, so viele Städte ausgelöscht und Landstriche verwüstet worden. Die Herrschaft des Hitler-Regimes endete nicht einfach – das Land im Ganzen ging buchstäblich unter.

Joachim Fest schildert die Schlussphase des Krieges, von der im gespenstischen Scheinwerferlicht eröffneten Schlacht um Berlin bis hin zum Selbstmord Hitlers im Bunker unter der Reichskanzlei. Er versucht darüber hinaus, einige Fragen neu zu stellen sowie an ein Geschehen zu erinnern, das nicht nur politisch-historisch, sondern vor allem menschlich nichts anderes als ein Weltuntergang war.

DER AUTOR

Joachim Fest, 1926 in Berlin geboren, ist Publizist und Historiker. Von 1973 bis 1993 war er Herausgeber der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung». 1963 erschien «Das Gesicht des Dritten Reiches», 1973 «Hitler. Eine Biographie», 1994 «Staatsstreich. Der lange Weg zum 20. Juli» und 1999 «Speer. Eine Biographie». Zahlreiche weitere Veröffentlichungen und Preise.

Bildnachweis

Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz: 70, 180;
Bilderdienst Süddeutscher Verlag: 20 links, 38, 84, 117, 122, 134, 135, 177,
187, 196; Bundes-
archiv Berlin: 82; Margaret Bourke-White, TimePix, intertopics: 194;
Keystone Pressedienst: 30, 64, 142; Ullstein Bilderdienst: 17, 20 Mitte,
57, 74, 80, III, 152, 164, 170, 193

3. Auflage September 2004

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, September 2003
Copyright © 2002 by Alexander Fest Verlag, Berlin
Karten Peter Palm, Berlin
Register Carolina Lehmkuhl, Berlin
Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Wiebke Buckow
(Foto: Bayerische Staatsbibliothek)
Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 3 499 61537 1
[Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader](#)

Inhalt

Vorwort 7

ERSTES KAPITEL

Die Eröffnung der Schlacht 15

ZWEITES KAPITEL

Konsequenz oder Katastrophe:
Hitler in der deutschen Geschichte 47

DRITTES KAPITEL

«Der Krieg ist verloren!» 59

VIERTES KAPITEL

Schlussstriche 87

FÜNFTES KAPITEL

Bankett des Todes 101

SECHSTES KAPITEL

Der Wille zum Untergang 147

SIEBTES KAPITEL

Kapitulationen 161

ACHTES KAPITEL

Untergang einer Welt 189

Bibliographie 199

Register 206

VORWORT

Die neuere Geschichte kennt kein katastrophisches Ereignis, das dem Untergang von 1945 vergleichbar wäre. Niemals zuvor sind im Zusammenbruch eines Reiches so viele Menschenleben ausgelöscht, so viele Städte vernichtet und ganze Landstriche verwüstet worden. Mit Recht hat Harry L. Hopkins, Berater der beiden amerikanischen Kriegspräsidenten, beim Anblick der Ruinenfelder von Berlin ein Bild aus dem Halbdämmer der Geschichte herangezogen und an das zerstörte Karthago erinnert.

Was von den Mitlebenden durchgemacht und erlitten wurde, waren nicht nur die unvermeidlichen Schrecknisse einer von der Vernichtungsmacht moderner Kriege noch gesteigerten Niederlage. Vielmehr schien in der Agonie, mit der das Hitlerreich erlosch, eine steuernde Kraft am Werk. Sie setzte alles daran, dass seine Herrschaft nicht nur endete, sondern das Land im Ganzen buchstäblich unterging. Schon bei seinem Machtantritt und dann immer wieder hatte Hitler erklärt, dass er niemals kapitulieren werde, und zu Beginn des Jahres 1945 seinem Luftwaffenadjutanten Nicolaus von Below versichert: «Wir können untergehen. Aber wir werden eine Welt mitnehmen.»

Hitler wusste seit langem, dass der Krieg verloren war. Die ersten Äusserungen darüber fallen bereits im November 1941. Aber eine hinreichend ruinierende Kraft besass er noch

immer. Auf dem Grund aller Durchhalteappelle und Verteidigungsaufrufe der letzten Monate ist eine Art Jubelton unüberhörbar, wie er in Robert Leys Ausbruch anlässlich der Zerstörung Dresdens durchschlägt: «Wir atmen fast auf! Nun ist es vorbei! Wir werden jetzt durch die ... Denkmäler deutscher Kultur nicht mehr abgelenkt!» Und Goebbels sprach von den «zerschmetterten Gefängnismauern», die nun «in Klump geschlagen» seien. Hitler selber hatte schon im Herbst 1944 und dann noch einmal durch den sogenannten «Nerobefehl» vom 19. März 1945 angeordnet, sämtliche Voraussetzungen zur Aufrechterhaltung des Lebens zu demolieren: die Industriewerke und die Versorgungsanlagen, die Strassen, Brücken und Kanalisationssysteme, so dass dem Gegner nichts als eine «Zivilisationswüste» in die Hände fiel.

Die Monate des endenden Kriegs verbrachte Hitler in dem Bunker, den er Anfang der vierziger Jahre hatte anlegen lassen. Von hier, fast zehn Meter unter der Erde, kommandierte er Armeen, die längst zerschlagen waren, und eröffnete Entscheidungsschlachten, die niemals stattfinden würden. Von Claus Schenk von Stauffenberg, dem Attentäter des 20. Juli 1944, ist die aus dem Anblick der betonierten Führerhauptquartiere gewonnene Beobachtung überliefert: «Hitler im Bunker – das ist der wahre Hitler!» Tatsächlich verrät die Verbindung von Kälte, weltfernem Vernichtungswillen und opernhaftem Pathos, die Hitlers Entscheidungen der letzten Zeit bestimmen, viel von seinen auffälligsten Wesenszügen, und genauer als aus dem Verhalten dieser Wochen, in denen er sich mehr denn je von der Welt gesperrte, kann man dem, was ihn sein Leben lang trieb, kaum auf den Grund kommen. Alles ist noch einmal verdichtet und gesteigert zusammen: sein Hass auf die Welt, die Erstar-

rung in früh gewonnenen Denkmustern, die Neigung zum Unausdenkbaren, die ihm so lange von Erfolg zu Erfolg verhülften hatte, ehe jetzt alles endete. Aber eines der grossen Spektakel, auf die er zeitlebens aus gewesen war, liess sich noch immer und nun womöglich grossartiger denn je veranstalten.

Zu Bild und Verständnis des Geschehens gehört die unbestrittene Autorität, die Hitler trotz der von allen Beobachtern übereinstimmend beschriebenen Hinfälligkeit der Person nach wie vor ausübte. Mitunter scheint es sogar, als habe die Greisenhaftigkeit der Erscheinung und die sichtbare Anstrengung, mit der er sich durch die Räume schleppte, die Suggestivität seiner Auftritte noch verstärkt. Kaum einer jedenfalls wagte ihm zu widersprechen. Bewährte Generäle und hochdekorierte Offiziere standen während der täglichen Lagekonferenzen stumm und mit bemüht ausdrucksleeren Mienen um ihn herum. Unbewegt führten sie die ergangenen Weisungen aus, deren Irrwitz oder Sinnlosigkeit ihnen nicht verborgen geblieben war.

Für alle diese und manche weiteren Bewandnisse liefert die folgende Darstellung zahlreiche, nicht selten bestürzende Beispiele. Sie haben den Ereignissen eine einzigartige Dramatik verschafft. Um so erstaunlicher ist das «ungewisse Licht», das zumal über den Vorgängen im Führerbunker liegt. Die Wendung stammt von dem britischen Historiker Hugh R. Trevor-Roper, dem Verfasser der ersten verlässlichen Darstellung von «Hitlers letzten Tagen», wie der Titel seiner bereits 1946 erschienenen Bestandsaufnahme lautet. Bis heute ist dieses Licht kaum schärfer geworden. Allein zu der Frage, wie Hitler sich umgebracht hat, liegen mindestens vier widersprüchliche Zeugenaussagen aus enger Umgebung vor. Ähnliches gilt für den Verbleib der Lei-

che des Diktators und der seiner ihm in der Nacht zuvor angetrauten Ehefrau, desgleichen für den von sowjetrussischer Seite behaupteten «Sturm» auf die Reichskanzlei und anderes mehr.

Die Unsicherheit in den Befunden geht zum Teil darauf zurück, dass die kritischen Untersuchungen, einschliesslich derjenigen Trevor-Ropers, erst Monate nach den Ereignissen einsetzten, als viele wichtige Zeugen entweder in den Kriegswirren verschwunden oder in sowjetische Gefangenschaft geraten und mithin unerreichbar waren. Nicht nur zahlreiche SS-Ränge, die zur Besetzung der Reichskanzlei gehörten, auch Wehrmachtsoffiziere aus dem Kampfgebiet Berlins sowie Bunkerpersonal und selbst noch die Zahnärzte Hitlers kehrten erst 1955, im Anschluss an Adenauers Moskau-Reise, nach Deutschland zurück.

Damit stand unversehens eine Anzahl erster Auskunftgeber über eines der unstrittig erregendsten und folgenreichsten Ereignisse der deutschen Geschichte zur Verfügung. Doch die Gelegenheit ihrer Befragung wurde vertan. Weder das Geschehen selbst noch die auf die eine oder andere Weise unmittelbar Beteiligten vermochten ein stärkeres Interesse zu wecken. Das hatte mancherlei Gründe.

Dazu zählte gewiss, dass der Untergang des Reiches zwar als nationale Katastrophe empfunden wurde. Doch die Nation gab es nicht mehr, und der Begriff der Katastrophe fiel mit wachsendem zeitlichem Abstand einer der deutschen Spitzfindigkeitsdebatten zum Opfer. Vielen klang er zu sehr nach «Schicksal» und Schuldverleugnung, als sei, was geschehen war, aus einer gleichsam unvermittelt auftauchenden historischen Gewitterwolke niedergefahren. Zudem umfasste er die Idee der Befreiung nicht, die bei jedem Blick auf das Jahr 1945 inzwischen mitgedacht werden sollte.

Das war ein erster Motivstrang für die sonderbare Gleichgültigkeit bei der Erforschung und Quellensicherung dieser Ereignisse. Einzig etliche historisch bewanderte Reporter meist angelsächsischer Herkunft haben sich seit den sechziger Jahren dem Thema zugewandt und die Dabeigewesenen befragt. Eine Rolle spielte auch, dass die Geschichtswissenschaft gerade zu jener Zeit die Bedeutung der Strukturen im historischen Prozess zu entdecken und, vereinfacht gesprochen, die gesellschaftlichen Verhältnisse für weitaus gewichtiger zu halten begann als die Ereignisse. Das elementare Vergewenwärtigungsbedürfnis, das am Anfang aller historischen Betrachtung steht, wurde seither als «unwissenschaftlich» verpönt; die erzählerische Technik auch. Zugleich damit sah sich jeder geschichtliche Stoff von einigem dramatischen Zuschnitt unter Verruf gestellt, als laufe dessen Darstellung zwangsläufig auf eine Art «yellow history» hinaus. Überhaupt scheut das vom Kleinteiligen angezogene Temperament der herrschenden Historikergeneration die grösseren, noch dazu spannungsgeladenen Abläufe. Aber mitunter tut der Chronist gut daran, das Vergrößerungsglas aus der Hand zu legen. Denn auch der Zusammenhang, in dem alles jederzeit mit allem steht, hat seine Bedeutung und leistet Erkenntnisgewinne, die keine Detailbetrachtung erbringen kann.

Mit dieser Absicht ist die vorliegende Darstellung geschrieben. Den Anstoss gab der Beitrag, den ich vor etwa anderthalb Jahren für das von Etienne François und Hagen Schulze herausgegebene Sammelwerk «Deutsche Erinnerungsorte» überden «Führerbunker» verfasst hatte. Der notgedrungen kurze, zugleich die Geschichte des Reichskanzlerpalais an der Wilhelmstrasse beschreibende Essay schilderte lediglich den letzten Tag im Leben Hitlers sowie in

wenigen eher offenen Strichen das darauffolgende Geschehen.

Nach dem Erscheinen des Bandes gingen mehrere Anfragen ein, die wissen wollten, anhand welcher Veröffentlichungen ein halbwegs umfassendes Bild vom Zusammenbruch des Reiches zu gewinnen sei. Erst dabei ging mir auf, dass ausser einigen wenigen, in mancher Einzelheit inzwischen überholten Darstellungen kaum ein Werk zugänglich ist, das dem ungeheuerlichen Geschehen jener Wochen auf dem neuesten Kenntnisstand gerecht würde. Das gleiche gilt für die Nachgeschichte, als der Vorhang schon gefallen war und das blutige Stück, den Launen der Geschichte folgend, auf der Vorderbühne noch ein paar Auftritte lang weitergespielt wurde.

Die Autoren, die am Ende dieses Buches mit ihren Arbeiten aufgeführt und teilweise kurz gewürdigt sind, haben die Einsicht in den Ereignisverlauf oftmals beträchtlich erweitert. Doch ein Gesamtbild, das sowohl den Gang der Dinge als auch wichtige Aspekte des dazugehörigen Hintergrunds vermerkt, steht offenbar aus. Auch die vorliegende Beschreibung will und kann nicht mehr als einen Anstoss geben. Sie nennt sich eine «historische Skizze». In vier erzählenden Kapiteln schildert sie die turbulenten, vom Druck des unausweichlich heranrückenden Verhängnisses aufgeladenen Vorgänge sowohl in der Bunkerwelt als auch in der zusehends hoffnungsloser in den Strudeln der Zerstörung versinkenden Hauptstadt. Dazwischengeschaltet sind vier kürzere, reflektierende Einschübe, die ein vom Fortgang des Geschehens in den Blick gerücktes Stichwort aufgreifen.

Das eine wie das andere ist zum Verständnis jener vierzehn Schreckenstage unentbehrlich. Wenn es eine der Aufgaben der Geschichtsschreibung ist, einen Ausschnitt geleb-

ten Lehens zur Anschauung zu bringen, muss sie sich für den von Hitler geschäftig in Gang gesetzten und von allzu vielen bereitwillig betriebenen Untergang um eine denkbar weite Perspektive bemühen. Weder sollte sie die von aller Vernunft verlassen Entscheidungen der Führung übersehen – und wie es dazu kam – noch die Angst und das Entsetzen, die daraus folgten. Auch hätte sie die gedanklichen und emotionalen Wirrnisse nachzuzeichnen, in die sich die meisten Akteure verlaufen hatten, und die Einschlüsse schriller Komik nicht zu vernachlässigen, die gelegentlich auftreten und das Grauen erst auf eine Art Gefrierpunkt bringen. Insbesondere aber sollte sie, wie andeutungsweise auch immer, die Trauer über soviel Sinnlosigkeit spürbar machen, die sich bei aller Betrachtung des unaufhörlichen Vernichtungstreibens einstellt, aus dem die Geschichte besteht.

Ein Land «in extremis»: davon ist auf den folgenden Seiten die Rede. Von den Umständen, die dahin führten und das Begreifen erst erschliessen, notwendigerweise auch.

ERSTES KAPITEL

Die Eröffnung der Schlacht

Um drei Uhr stiegen ein paar Leuchtkugeln in den Nachthimmel und tauchten den Brückenkopf bei Küstrin in bengalisches Rot. Nach einem Augenblick beklemmender Stille brach der Donner los, der die Oderniederungen weit hinaus über Frankfurt erbeben liess. Wie von Geisterhand in Gang gesetzt, heulten mancherorts bis hin nach Berlin die Sirenen los, schrillten Telefone und fielen Bücher aus den Regalen. Mit zwanzig Armeen und zweieinhalb Millionen Soldaten, mehr als vierzigtausend Granatwerfern und Feldgeschützen sowie Hunderten von Stalinorgeln, dreihundert Rohren auf den Kilometer, eröffnete die Rote Armee an diesem 16. April 1945 die Schlacht. Überall um die Ortschaften Letschin, Seelow, Friedersdorf und Dolgelin schossen gewaltige Feuersäulen hoch und bildeten eine Wand aus Blitzen, aufspritzenden Erdbrocken und herumfliegenden Trümmern. Ganze Wälder gingen in Flammen auf, und einige der Überlebenden erinnerten sich später an die heissen Orkane, die über das Land hingefahren waren und alles in Brand, Staub und Asche verwandelt hatten.

Nach einer halben Stunde setzte der Höllenlärm unvermittelt aus, und für Sekunden fiel eine atemnehmende, nur vom Prasseln des Feuers und den heulenden Winden belebte Stille ein. Dann flammte über den sowjetischen Linien der Lichtstrahl eines Scheinwerfers senkrecht gegen den Him-

mel und gab das Einsatzzeichen für hundertdreiundvierzig, im Abstand von zweihundert Metern aufgestellte und flach über das Gefechtsfeld gerichtete Scheinwerfer. Die blendenden Lichtbahnen enthüllten eine tief zerpflügte Landschaft und brachen sich erst einige Kilometer weiter an den See-lower Höhen, die das operative Tagesziel des Oberbefehlshabers der 1. Weissrussischen Front, Marschall Georgi K. Schukow, waren. Der Befehl, mit dem er die Schlacht eröffnet hatte, lautete: «Der Gegner ist auf dem kürzesten Weg nach Berlin zu zerschlagen. Die Hauptstadt des faschistischen Deutschland ist einzunehmen und über ihr das Banner des Sieges zu hissen!»

Das theatralische Lichterspektakel, das in den sowjetischen Planungsstäben als Schukows «Wunderwaffe» bereitet worden war, erwies sich als opferreicher Fehlschlag. Gegen manchen Widerspruch hatte der Marschall an der Absicht festgehalten, den vom vorausgegangenen Dauerfeuer verwirrten und entmutigten Gegner bis zur Kampfunfähigkeit zu «blenden», so dass die dahinterliegenden, annähernd dreissig Meter aufsteigenden, von Mulden und Abhängen durchsetzten Höhen im ersten Ansturm überrannt werden konnten. Doch der dichte Vorhang aus Rauch und Schlach-tendunst, den das Trommelfeuer über die Ebene gelegt hatte, fing nicht nur das Licht der Scheinwerfer auf, sondern liess die Angreifer zunehmend ratlos in dem milchig dunklen Dämmer umherirren. Zudem stellte sich heraus, dass das so-wjetische Oberkommando die Unwegsamkeit des schwierigen, von Kanälen, wässrigen Morasten und Abzugsgräben durchzogenen Geländes, das zu dieser Jahreszeit überdies im Frühjahrshochwasser stand, gänzlich falsch beurteilt hatte. Mannschaftswagen, Zugmaschinen und schweres Gerät aller Art fuhren sich in dem moorigen Terrain fest,



Marschall Georgi K. Schukow, der sowjetische Oberbefehlshaber, auf seinem Kommandostand bei Eröffnung der Schlacht um Berlin.

rutschten in die Tiefe weg und mussten schliesslich aufgegeben werden.

Am folgenreichsten war jedoch, dass der mit der Taktik russischer Truppenführer vertraute Befehlshaber der Heeresgruppe Weichsel, Generaloberst Gotthard Heinrici, kurz vor Beginn der Schlacht die vorderen Verteidigungsstellungen zurückgenommen hatte, so dass der Feuerschlag überwiegend ins Leere ging. Als daher die gegnerischen Infanterieeinheiten, angeführt und begleitet von massierten Panzeraufgeboten, mit wehenden Fahnen und gellenden Schreien aus den Schwaden hervorgestürmt kamen, warteten die weit schwächeren, aus vielfach aufgeriebenen Verbänden zusammengestellten Verteidiger nur ab, bis sie nah genug heran waren und schossen dann nahezu ziellos in die wimmelnden Schattenhaufen hinein. Gleichzeitig eröffneten Hunderte von Flakgeschützen aus heruntergelassenen Rohren

das Feuer, sobald die in dichten Rudeln anrollenden Panzer im diffusen Licht Umriss gewannen. Als der Tag anbrach, war der Ansturm unter schwersten Verlusten für die Angreifer abgeschlagen.

Dem ersten Fehlgriff liess Schukow einen zweiten folgen. Enttäuscht und verzweifelt über seinen Misserfolg, auch bedrängt von einem erkennbar verärgerten Stalin, befahl er in Abänderung des verabredeten Offensivplans, den Einsatz der zwei Panzerarmeen vorzuziehen, die in rückwärtigen Stellungen warteten. Ursprünglich für den Augenblick bereitgestellt, in dem eine grössere Bresche in den deutschen Verteidigungsriegel geschlagen war, stiessen sie jetzt auf das Schlachtfeld vor und vermehrten das ohnehin herrschende Durcheinander im Rücken der kämpfenden Truppe. Auf den verstopften Strassen drängten sie sich zwischen die orientierungslosen Verbände, hinderten die Artillerie am Stellungswechsel und schnitten die Zufahrtswege für Nachschub und Versorgung ab. Da sie überdies ohne jede Koordination in das Kampfgeschehen eingriffen, richteten sie ein heilloses Chaos an, das bald zur gänzlichen Lähmung der sowjetischen Operationen führte. Einer der Armeeführer Schukows, Generaloberst Wassili I. Tschuikow, notierte am Abend des 16. April, die sowjetischen Verbände hätten ihre Aufträge nicht erfüllt und seien stellenweise «keinen einzigen Schritt» vorwärtsgekommen. Die Absicht, Berlin am fünften Tag nach Eröffnung der Offensive einzunehmen, war gescheitert.

Im Hauptquartier Hitlers, dem Tiefbunker auf dem Gelände der Reichskanzlei, war der Angriff seit Tagen mit einer Mischung aus Ungeduld, Fieber und narkotischer Er-

gebung erwartet worden. Bereits die Meldungen von den ersten flüchtigen Abwehrrfolgen hatten noch einmal wirre, alsbald ins Chimärische hochgeredete Siegeshoffnungen aufflackern lassen. Immerhin ordnete Hitler an, das Regierungsviertel und vor allem das Gelände um die Reichskanzlei zur Verteidigung bereitzumachen, Panzerabwehrgeschütze sowie Granatwerfer in Aufstellung zu bringen und überall Schiessscharten vorzusehen. Am Nachmittag gab er einen «Tagesbefehl an die Kämpfer der Ostfront» aus, der die Ausrottungswut des «jüdisch-bolschewistischen Todfeindes» beschwor und der Gewissheit Ausdruck gab, dass der Ansturm Asiens auch «dieses Mal ... vor der Hauptstadt des Deutschen Reiches verbluten» werde. «Ihr Soldaten aus dem Osten wisst», hiess es weiter, «welches Schicksal vor allem den deutschen Frauen und Kindern droht. Während die Alten, Männer und Kinder ermordet werden, werden Frauen und Mädchen zu Kasernenhuren erniedrigt. Der Rest marschiert nach Sibirien.»

Bereits im Verlauf ihrer Januar-Offensive hatte die Rote Armee die Oder erreicht und bei Küstrin, einige dreissig Kilometer nördlich von Frankfurt, an mehreren Stellen den Fluss überquert. Im Fortgang der Kämpfe war es ihr gelungen, einen annähernd vierzig Kilometer langen und streckenweise bis zu zehn Kilometer tiefen Brückenkopf zu bilden, der die gesamte «Nibelungenstellung» bis hin zur Neisse gefährdete. Erst Anfang März hatte die deutsche Seite daraufhin begonnen, in und um Berlin Gräben auszuheben sowie Panzersperren und befestigte Stellungen zu errichten. Doch als die sowjetischen Armeen zunächst verhielten, war der Bau eines wie behelfsmässig auch immer angelegten Verteidigungssystems unbegreiflicherweise zum Erliegen gekommen. Die Einstellung der Arbeiten ging nicht zuletzt auf



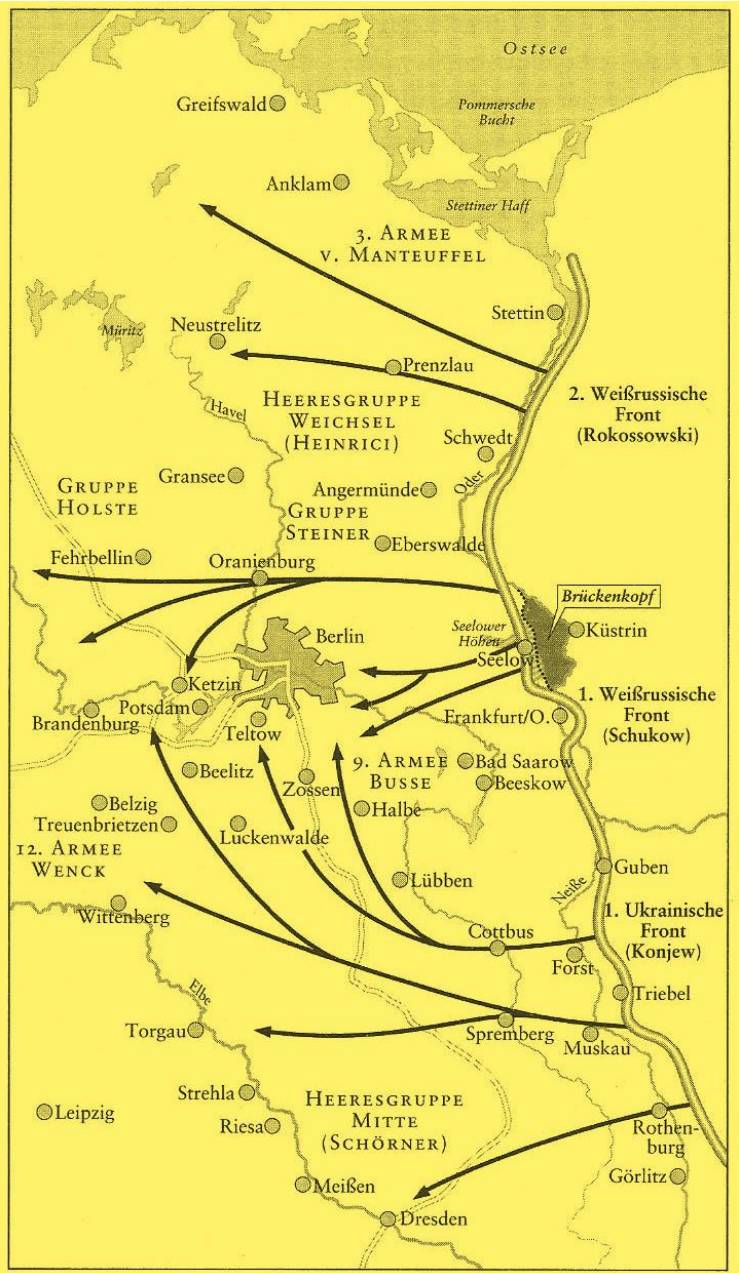
Von links nach rechts: Generaloberst Wassili Iwanowitsch Tschuikow, Generaloberst Gotthard Heinrici und General Theodor Busse, die bei der Schlacht operativ eine Hauptrolle spielten.

Hitler selber zurück, der sich zunehmend darauf versteifte, dass die Hauptstadt an der Oder verteidigt werden müsse und kein Verband den zugewiesenen Frontabschnitt verlassen dürfe. «Halten oder untergehen!» lautete die in zahllosen Befehlen und Durchhalteappellen wiederholte Parole.

Der sowjetischen Streitmacht gegenüber lagen das LVI. Panzerkorps General Helmuth Weidlings und, etwas nach Süden versetzt, vor allem die 9. Armee unter General Theodor Busse. Vergebens hatte General Heinrici, zu dessen Heeresgruppe die beiden Verbände gehörten, auf die Einschliessungsgefahr hingewiesen, die bei einem erfolgreichen Durchbruch Schukows drohte, und mehrfach auch die Warnung wiederholt, dass der Widerstand nur kurze Zeit durchzuhalten sei; dann müsse der Mangel an infanteristisch bewährten Kräften, an Munition und Nachschub aller Art sowie vor allem die grenzenlose Erschöpfung der Truppen das Ende herbeiführen. Aber Hitlers unbeirrbarer Glaube, dass der Wille jede materielle Unterlegenheit wettmache, brachte im Verein mit irgendwelchen grossspurigen, niemals einge-

haltenen Zusicherungen von Göring, Dönitz oder Himmler – wenigstens augenblicksweise – die lange begrabene und nur von Hitler selber künstlich aufrechterhaltene Zuversicht zurück. Am Ende wurden einige Volkssturmbataillone mit Omnibussen an die Front geschafft, um Schukows Armeen und motorisierte Korps aufzuhalten. Noch während der Rundfunk meldete, dass «Tausende von Berlinern mit ihren Verbänden an die Front» abgerückt seien, war für einen Teil von ihnen der Einsatz schon beendet. Russische Jagdflugzeuge, die den gesamten Luftraum um die Stadt beherrschten, hatten einige der Wagenkolonnen auf halber Strecke ausgemacht und mit wenigen Tiefangriffen vernichtet.

Die Vorhersagen Heinricis trafen nur allzugenua ein. Nachdem Schukow seine Verbände wieder formiert hatte, liess er sie bei Eintritt der Dunkelheit erneut angreifen und setzte sie um so rücksichtsloser ein, als inzwischen bekannt geworden war, dass sein Rivale im Süden der Front, Marschall Iwan S. Konjew, offenbar erfolgreicher manövriert hatte. Nicht nur war es Konjew gelungen, die Lausitzer Neisse an mehr als einhundertdreissig Stellen zu überqueren und der Offensive damit den entscheidenden Durchbruch zu öffnen; vielmehr glaubte er seither auch, gute Gründe für seine wiederholt erhobene Forderung zu haben, an der Eroberung Berlins beteiligt zu werden und Schukow die verheissene Siegestrophäe im letzten Augenblick streitig zu machen. Ein stummer, von Stalin mit arglistigen Andeutungen gegen den inzwischen ungeliebten Schukow beförderter Wettlauf setzte ein. Als in einem der Gespräche Konjew den Diktator um die Genehmigung ersuchte, mit seinem rechten Flügel über Lübben und Luckenwalde nach Norden zu schwenken, wo er innerhalb weniger Tage bei Zossen an die Stadtgrenze Berlins gelangen werde, hatte Stalin ein-



geworfen, ob dem Marschall bekannt sei, dass sich in Zossen «das Hauptquartier der Wehrmacht» befinde. Auf Konjews knappes «Ja!» war von Stalin die Antwort gekommen: «Gut. Ich bin einverstanden. Lassen Sie die beiden Panzerarmeen auf Berlin vorstossen.»

Weiter nördlich, im Mittelabschnitt der Oderfront, hatten Schukows Truppen gegen Mitternacht endlich die ersten Häuser von Seelow erreicht. Eine Zeitlang wogte der Kampf um die hufeisenförmigen Höhen hin und her. Dann waren die streckenweise zehnfach unterlegenen, nicht selten aus Reserven von hier und da zusammengerafften Einheiten der Wehrmacht hoffnungslos zermürbt und gingen zusehends in Auflösung über. Darüber hinaus war Heinrici von der wachsenden Sorge erfüllt, dass Konjews stürmisch vorstossende Verbände plötzlich in seinem Rücken auftauchen und die 9. Armee einschliessen könnten. Als ihn am folgenden Tag die Nachricht erreichte, dass eine seiner Eliteeinheiten, die auf den Kämmen der Seelower Höhen eingesetzte Fallschirmjäger-Division, panikartig die Flucht ergriffen hatte, liess er sich mit dem Führerbunker verbinden.

Doch wie verschiedentlich schon stiessen seine dringlich erhobenen Vorstellungen auf völliges Unverständnis. Der Vorschlag, die Truppen aus der Festung Frankfurt/Oder abzuziehen und in eine der kilometerweit aufgerissenen Abwehrlücken zu werfen, begegnete kalter Ablehnung. Und auch als er später von General Krebs, dem erst kürzlich ernannten Generalstabschef, die Genehmigung verlangte,

Ausgangslage bei Beginn der russischen Offensive gegen Berlin am 16. April 1945. Bereits im Januar hatte die Rote Armee die Oder erreicht und bei Küstrin einen annähernd vierzig Kilometer langen und vereinzelt bis zu zehn Kilometer tiefen Brückenkopf gebildet.

die eigenen Verbände zurückzunehmen, kam vom anderen Ende nur ein hörbar bestürztes Atemringen. Dann sagte Krebs: «Damit wird sich Hitler nie einverstanden erklären. Halten Sie sämtliche Stellungen!»

Am 19. April war die gesamte Hügelkette von Seelow bis hinauf nach Wriezen in russischer Hand und der Landstrich dazwischen, der einen Reisenden, kaum hundert Jahre zurück, an «ferne Wunderländer» erinnert hatte, «alles Friede, Farbe, Duft», wie er schrieb, in eine gesichtslose Kraterwelt verwandelt. Stück für Stück zerbrachen von nun an, in verlustreichen Stellungskämpfen, die Reste der deutschen Abwehrfront. Nach sowjetischen Angaben hatte die Schlacht auf Seiten der Angreifer über dreissigtausend Tote gefordert, glaubwürdigere Berechnungen kommen auf siebzigtausend Gefallene, denen zwölftausend Verluste auf deutscher Seite gegenüberstehen. Aber Berlin lag seither kaum siebzig Kilometer entfernt, und auf dem Weg in die Hauptstadt gab es keine zusammenhängende Front mehr, sondern nur noch mehrere Stützpunkte sowie von einzelnen Einheiten verteidigte Dörfer, Waldstücke oder kleine Anhöhen. Schon zwei Tage darauf schlugen, von eilig vorgezogenen Ferngeschützen abgefeuert, die ersten Granaten auf dem Berliner Hermannplatz ein. Sie richteten unter den ahnungslosen Passanten und den Käuferschlangen vor dem Kaufhaus Karstadt ein grauenhaftes Blutbad an.

Fast eine Woche zuvor hatten amerikanische Truppen bei Barby die Elbe erreicht und dort verhalten. «Berlin ist kein militärisches Ziel mehr», hatte der amerikanische Oberkommandierende, General Eisenhower, seinen entgeisterten Truppenführern erklärt; die Stadt gehöre den Russen, so sei es vereinbart worden, und der Krieg im nördlichen Teil des Reiches somit für sie zu Ende. Zur gleichen Zeit hatte

Feldmarschall Walter Model nach mehreren, durchweg von ihm zurückgewiesenen Kapitulationsangeboten den Kampf um den Rührkessel eingestellt und seine Heeresgruppe aufgelöst. Über dreihunderttausend Soldaten und dreissig Generale gerieten in Gefangenschaft. «Haben wir alles getan», wandte Model sich an seinen Chef des Stabes, «um unser Verhalten vor der Geschichte zu rechtfertigen? Bleibt noch etwas zu tun?» Und nach einem kurzen Blick ins Leere hatte er hinzugefügt: «Früher nahmen die besiegten Feldherren Gift.» Wenig später folgte Model ihrem Beispiel.

Seit Wochen fühlte Hitler sich vom Unheil verfolgt, eine Verteidigungslinie nach der anderen war ihm weggebrochen, angefangen von der Grossoffensive der Roten Armee in Ungarn, der Erhebung der Partisanenverbände Titos, dem Fall der Festungen Kolberg und Königsberg bis hin zu den tausend geringeren Schreckensmeldungen, die täglich einliefen. Hinzugekommen waren die Streitigkeiten mit dem inzwischen abgelösten Generalstabschef Guderian sowie mit dem störrischen Speer, der sich Ende März sogar geweigert hatte, auf eine «erfolgreiche Weiterführung des Krieges» zu hoffen. «In allem Verrat ringsum», hatte Hitler daraufhin gesagt, «ist mir nur das Unglück treu geblieben – das Unglück und mein Schäferhund Blondi.»

Die Kette der Hiobsbotschaften schien nur einmal zu zerreißen, als Goebbels am Abend des 13. April angerufen und atemlos, mit sich überschlagender Stimme in den Apparat gerufen hatte: «Mein Führer, ich gratuliere Ihnen! In den Sternen steht geschrieben, dass die zweite Aprilhälfte für uns den Wendepunkt bringen wird. Heute ist Freitag, der 13. April!» Dann hatte er mitgeteilt, dass der amerikanische

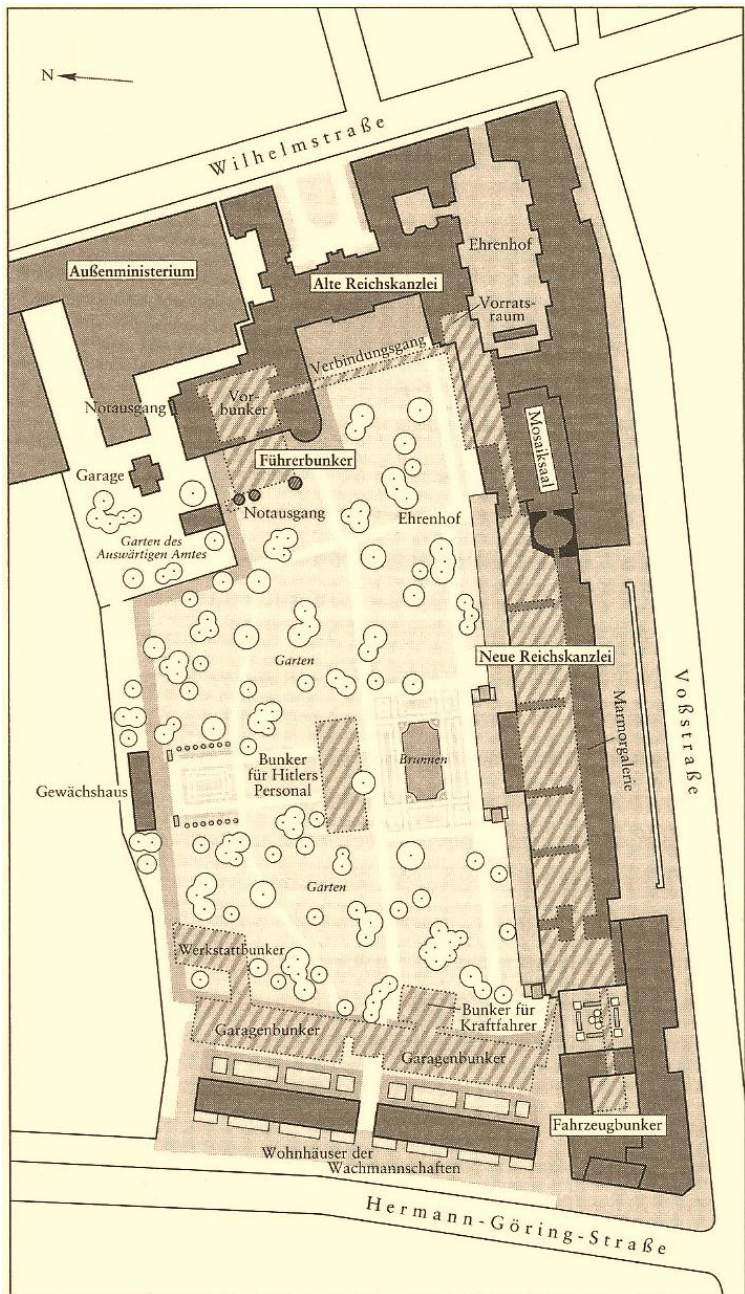
Präsident Roosevelt gestorben sei, und in der unverzüglich einberufenen Zusammenkunft mit Generalen, Ministern und Parteioberen schlugen aus Planetenkonjunktionen, Aszendenzen und Transiten im Quadrat noch einmal längst entschwundene Hoffnungen hoch. Ein Bündel Papiere in der zitternden Hand, lief Hitler von einem zum anderen und hielt ihm in leicht entrückter Greisenemphase die Meldungen hin: «Hier! Sie wollten es nie glauben! Wer hat nun recht?» Er verwies auf das Mirakel des Hauses Brandenburg, das den grossen Friedrich 1762 rettete: Das Wunder, sagte er, kehre noch einmal wieder! «Der Krieg ist nicht verloren! Lesen Sie! Roosevelt ist tot!»

Wie so oft in seinem Leben schien auch diesmal wieder die Vorsehung ein Einsehen zu haben und sich in buchstäblich letzter Sekunde auf seine Seite zu stellen. Seit Jahr und Tag hatte er seine Umgebung davon zu überzeugen versucht, dass das «widerwärtige Konkubinat» der Feindmächte in naher Zukunft zerbrechen und England wie die Vereinigten Staaten ihn, bevor es zum Äussersten komme, doch noch als Vorkämpfer der gemeinsamen Kultur gegen die Barbaren des Ostens anerkennen würden. Der Tod Roosevelts, versicherte er nun, sei das ersehnte Signal zur Umkehrung der Allianzen, der Krieg im Westen so gut wie beendet, und für ein paar Stunden herrschte im Bunker eine Hochstimmung, in der sich die Empfindung des Davongekommenseins mit Zuversicht und bald schon wieder Siegeserwartung mischte. Aber im Laufe der Nacht, als alle Gaukelspiele durchgerechnet waren, brachen die ausgeblendeten Bedrückungen aufs Neue durch, zumal die Meldung eingegangen war, dass die Rote Armee Wien erobert habe. Am Ende sass Hitler, dem Bericht eines Beteiligten zufolge, «erschöpft, wie befreit und zugleich benommen in seinem Sessel; dennoch

wirkte er hoffnungslos.» In der Tat hatte der Tod des Präsidenten keinen Einfluss auf den Fortgang des Krieges.

Im Januar, nach der gescheiterten Ardennenoffensive, war Hitler nach Berlin zurückgekehrt und hatte anfangs in der Neuen Reichskanzlei Quartier bezogen. Bald jedoch hatten die ständigen Luftangriffe ihn von dort vertrieben und veranlasst, in den Tiefbunker umzuziehen, wo er, dem Urteil mehrerer Beobachter zufolge, endlich bei sich selber war. Die Angstkomplexe, die ihn zeitlebens beherrscht hatten, waren bereits zum Vorschein gekommen, als er 1933, wenige Monate nach seiner Ernennung zum Kanzler, eine Reihe von Umbauarbeiten an der Reichskanzlei in Auftrag gegeben und als eines der unerlässlichen Vorhaben eine bunkerartige Unterkellerung des Gebäudes verlangt hatte. Wie obsessiv dieses Verlangen war, geht auch daraus hervor, dass er in den Architekturgesprächen mit Albert Speer «Bunker, immer wieder Bunker» entwarf. Schon der Festsaal, den er 1935 von dem Architekten Leonhard Gall im Garten hinter dem Kanzleramt errichten liess, erhielt einen Luftschutzkeller mit einer Deckenstärke von annähernd zweieinhalb Metern, die später um einen weiteren Meter verstärkt wurde. Drei Jahre darauf dann, mit dem Bau von Albert Speers Neuer Reichskanzlei, kamen noch einmal ausgedehnte Schutzräume hinzu. In den Tiefgeschossen des Gebäudes lagen auf der gesamten Länge der Vossstrasse mehr als neunzig Betonzellen. Sie waren mit dem Bunker unter dem Festsaal durch einen etwa achtzig Meter langen unterirdischen Gang verbunden.

Als jedoch die Winterkatastrophe vor Moskau, Ende 1941, Hitlers Verschrecktheiten neuerlich aufrührte, sah er selbst dieses weitläufige Bunkersystem als unzureichend an. Obwohl seine Armeen zu dieser Zeit den Riesenraum zwi-



schen Stalingrad und Hammerfest bis hin nach Tripolis besetzt hielten, beauftragte er 1942 das Büro Speer mit der Planung für einen weiteren Katakombenbau, der nochmals einige Meter tiefer lag. Er schloss an den Schutzraum unter dem Festsaal an, der seither als «Vorbunker» bezeichnet wurde und eine Kantine für die engeren Mitarbeiter Hitlers enthielt, einige Aufenthalts- und Schlafräume, ferner die Küche sowie Dienstbotenzimmer, sechzehn Räume insgesamt. Im Garten hinter der Reichskanzlei mit seinem alten Baumbestand und den stillen Parkwegen, von dem aus nur wenige Generationen zuvor Bettina von Arnim an Goethe geschrieben hatte, sie wohne «hier in einem Paradies», fielen jetzt noch einmal die Arbeitskolonnen ein, fällten die Bäume, schafften Baumaterialien, Zementmischmaschinen, Armierungen sowie Stapel von Schalbrettern heran und machten sich ans Werk. Anfang 1945 war der Betonklotz des Führerbunkers weitgehend fertiggestellt, doch gingen die Arbeiten vor allem an Unterständen und Wachtürmen noch geraume Zeit weiter und waren selbst im April 1945 nicht beendet.

In der Kelleranlage unter der Neuen Reichskanzlei befanden sich die Quartiere der Entourage Hitlers: seines mächtigen Sekretärs Martin Bormann und des letzten Generalstabschefs Hans Krebs mitsamt seiner Adjutantur, des Generals Burgdorf und des Chefpiloten Hitlers, General Hans Baur, des SS-Gruppenführers Hermann Fegelein, der als Himmlers Vertreter im Führerhauptquartier diente, und unzähliger anderer Offiziere bis hin zu Hitlers Sekretärinnen, den Wachmannschaften, Ordonnanzen, Funkern, Karten-

[Lageplan des weitläufigen Bunkersystems auf dem Gelände der Reichskanzlei.](#)



Hitler mit seinem allmächtigen Sekretär Martin Bormann
im Jahre 1943.

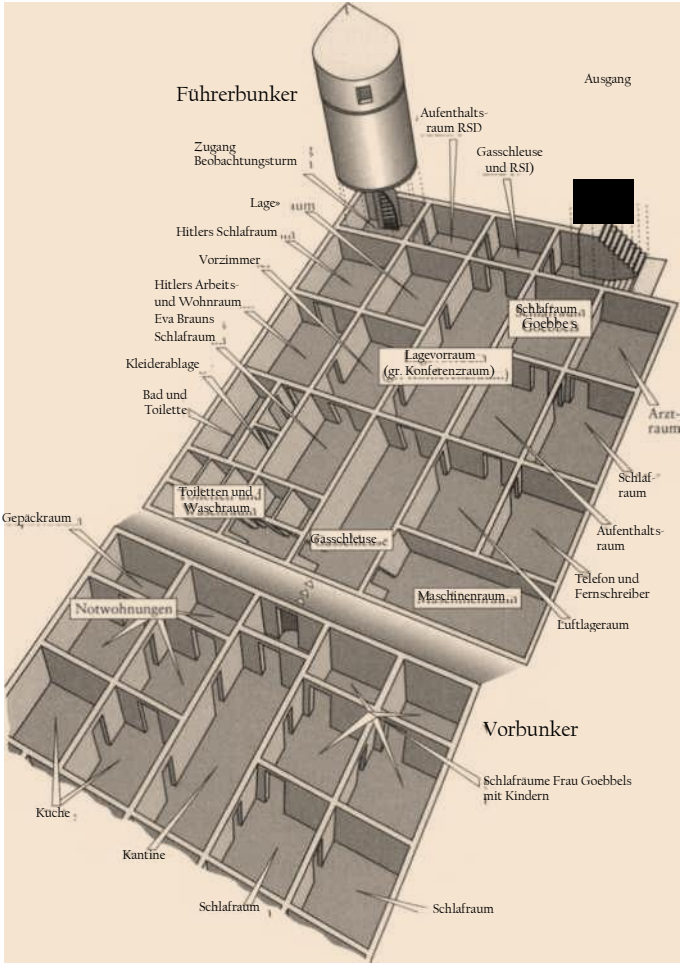
Zeichnern und weiterem Personal. Ein Teil der Räume war als Notlazarett eingerichtet, ein anderer als Zufluchtsstätte für Bombengeschädigte, Schwangere und rund zweihundert Kinder; ihre Zahl stieg Tag für Tag und führte bald zu einer unerträglichen Überfüllung.

Mit dem «Führerbunker» war der sogenannte «Vorbunker» durch eine in die Tiefe führende Wendeltreppe verbunden. Die Abmessungen zumal der Betondecke sind nicht überliefert. Doch da die Sohle mit der zwei Meter starken Fundamentplatte rund zwölf Meter unter dem Gartenplateau lag und die nahezu drei Meter hohen Zwischentrakte mit den Versorgungsvorrichtungen zu berücksichtigen sind, dürfte die verschiedentlich genannte Deckenstärke von knapp vier Metern zutreffen. In einem unvergesslichen Wort hat Konrad Heiden, der erste Hitlerbiograph, bereits Anfang der dreissiger Jahre das innerste Wesen des «Führers» samt seiner Bewegung, die Mischung aus Pathos, Grosstuererei und Aggressivität, als «Prahlerien auf der Flucht» beschrieben. Jetzt, mit dem Rückzug Hitlers in den Tiefbunker und den Siegesparolen, die er von dort ausgab, kam die vielfach als widersinnig empfundene Beobachtung zur Deckung mit der Wirklichkeit.

Der Führerbunker umfasste annähernd zwanzig kleine, karg möblierte Räume, eine Ausnahme bildete lediglich der Korridor vor der privaten Zimmerfolge Hitlers, der mit einigen Gemälden, einer Polsterbank und ein paar alten Sesseln ausgestattet war. Daneben befand sich der Konferenzraum, in dem die Eagebesprechungen stattfanden, und es vermittelt einen Eindruck von der herrschenden Enge, dass sich in dem etwa vierzehn Quadratmeter grossen Geviert mehrmals täglich und über viele Stunden bis zu zwanzig Personen um den Kartentisch drängten.

Auch die beiden Wohnräume Hitlers waren spärlich eingerichtet. Über dem Sofa hing ein Stilleben holländischer Herkunft und über dem Schreibtisch, in ovalem Rahmen, ein Porträt Friedrichs des Grossen von Anton Graff, vor dem er mitunter in brütender Absence sass, als halte er stumme Zwiesprache mit dem König. Am Fussende des Bettes stand der Tresor, in dem Hitler seine persönlichen Papiere aufbewahrte, und in einem Winkel, wie schon im Hauptquartier von Rastenburg, eine Sauerstoff-Flasche, die ihm die unablässig quälende Sorge nahm, er könne irgendwann nicht genug Luft bekommen, zumal bei einem Versagen der Dieselmotoren, die den Bunker mit Licht, Wärme und frischer Luft versorgten.

An der Decke jedes Raumes waren nackte Glühbirnen angebracht, die ein kaltes Licht auf die Gesichter warfen und die Gespensterwelt noch spürbarer machten, in der sie alle sich bewegten. Als in den Tagen des nahenden Endes gelegentlich das Wasser ausfiel, verbreitete sich insbesondere vom Vorbunker her ein kaum erträglicher Gestank, in dem sich die Dämpfe der unausgesetzt surrenden Diesellageraggregate, beissender Uringeruch und menschliche Ausdünstungen peinigend mischten. Auf manchen Verbindungsgängen zum Tiefbunker hin standen ölige Pfützen, und eine Zeitlang musste das Trinkwasser rationiert werden. Mehrere Zeugen haben berichtet, wie sich die Atmosphäre aus Enge, Beton und künstlichem Licht bedrückend auf die Gemüter legte, und Goebbels vertraute seinem Tagebuch an, er meide die Räume nach Möglichkeit, um nicht der «desolaten Stimmung» anheimzufallen. Nicht ohne triftige Gründe ist folglich auch die Überlegung, dass die unterweltlich entrückte Szenerie ihren Teil zu den irrationalen Beschlüssen beigetragen hat, in denen sich Geisterarmeen zu Angriffsope-



Plan des sogenannten Vorbunkers und des etwas tiefer gelegenen Führerbunkers im Garten der Reichskanzlei.

nen formierten, die niemals stattfanden, und Umfassungsschlachten eröffneten, die einzig der Phantasie entstammten.

Am auffälligsten schien Hitler selber vom Höhlendasein in zehn Meter Tiefe mitgenommen. Seine seit Jahren schon teigige Haut und die letzthin aufgedunsenen Gesichtszüge samt den dicken, ins Schwärzliche verfärbten Tränensäcken traten immer unübersehbarer hervor. Tiefgebeugt, mit merkwürdig schlingernden Bewegungen und wie Halt suchend bewegte er sich dicht an den Bunkerwänden entlang, und manche schärferen Beobachter hatten den Eindruck einer um des Effektes willen dramatisch hervorgekehrten Hinfälligkeit. Erstmals offenbarte er auch Spuren von Verwahrlosung. Seine bis dahin immer peinlich korrekte Kleidung war mit Essensflecken bedeckt, an den Mundwinkeln hingen Kuchenkrümel, und so oft er beim Lagevortrag seine Brille in die linke Hand nahm, schlug sie leise klirrend gegen die Tischplatte. Mitunter legte er sie dann wie ertappt beiseite, weil das Gliederzittern seiner Auffassung widersprach, dass ein entschlossener Wille alles vermöge. «Wenn auch meine Hand zittert», hatte er einer Abordnung Alter Kämpfer versichert, «und wenn selbst mein Kopf zittern sollte, mein Herz wird niemals zittern.» Ein Generalstabsoffizier hat Hitlers Erscheinung während dieser Wochen mit den Worten beschrieben:

«Er wusste, dass er verspielt hatte und nicht mehr die Kraft besass, das zu verheimlichen. Er bot körperlich ein furchtbares Bild. Er schleppte sich mühsam und schwerfällig, den Oberkörper vorwärts werfend, die Beine nachziehend, von seinem Wohnraum in den Besprechungsraum des Bunkers. Ihm fehlte das Gleichgewichtsgefühl; wurde er auf dem kurzen Weg (zwanzig bis dreissig Meter) aufgehalten, musste er sich auf eine der hierfür an beiden Wänden bereitstehenden

Bänke setzen oder sich an seinem Gesprächspartner festhalten ... Die Augen waren blutunterlaufen; obgleich alle für ihn bestimmten Schriftstücke mit dreimal vergrößerten Buchstaben auf besonderen ‚Führerschreibmaschinen‘ geschrieben waren, konnte er sie nur mit einer scharfen Brille lesen. Aus den Mundwinkeln troff häufig der Speichel...»

Auch geistig verfiel Hitler, wie manche wahrzunehmen meinten, mit nahezu jedem Tag. Wenn er meist gegen sechs Uhr morgens von der nächtlichen Lagebesprechung zurückkehrte, sank er auf das Sofa, um einer seiner Sekretärinnen die Anweisungen für den folgenden Tag zu diktieren. Sobald sie den Raum betrat, erhob er sich schwerfällig, hat eine von ihnen berichtet, «und liess sich dann erschöpft wieder auf dem Sofa nieder, wobei ihm der Diener die Füsse hochbettete. Völlig apathisch lag er da, erfüllt nur von dem Gedanken: ... Schokolade und Kuchen. Sein Heisshunger auf Kuchen war geradezu krankhaft geworden. Während er früher höchstens drei Stücke Kuchen ass, liess er sich jetzt den Teller dreimal hochgefüllt reichen.» Und eine andere Sekretärin hat die oftmals auffällige Monotonie seiner Äusserungen beklagt: «Er, der früher über alle Themen leidenschaftlich gesprochen hatte, sprach in den letzten Wochen nur noch über Hunde und Hundedressur, Ernährungsfragen und die Dummheit und Schlechtigkeit der Welt.»

Nur vor Besuchern fand er aus den Verdüsterungen des Gefühls heraus und gewann dann seine suggestive Macht und Überredungsgewalt zurück. Oft nutzte er eine Erinnerung, den Namen eines bewährten Truppenführers oder eine andere klangvolle Unerheblichkeit, um sich und dem Gast neuen Mut zu machen, und phantasierte sich aus bei läufigen Stichworten gewaltig wachsende Streitmachten zusammen, die schon auf dem Weg waren, um vor den Toren

der Hauptstadt zur kriegsentscheidenden Schlacht anzutreten. Die Russen kämpften ohnehin nur mit «Beutesoldaten», liess er sich dann vernehmen, ihre behauptete Überlegenheit sei «der grösste Bluff seit Dschingis-Khan», und kam Mal um Mal auf die «Wunderwaffen» zurück, die die Wende bringen und alle Kleinmütigen beschämen würden.

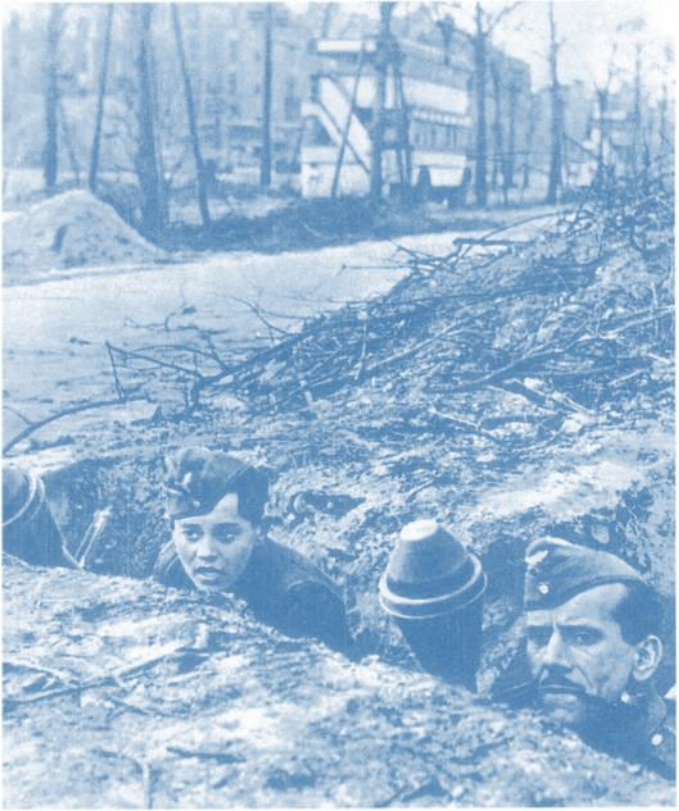
Trotz seiner rasch voranschreitenden Entkräftung gab Hitler die Führung der Operationen auch jetzt nicht aus der Hand. Eine Mischung von Sendungsbewusstsein und Willensanspannung trieb ihn immer wieder hoch, bestärkt noch von einem fressenden Misstrauen, das ihn vermuten liess, seine Generale wollten ihn blossstellen oder sogar durch seinen Leibarzt Dr. Morell einschläfern und aus Berlin fortschaffen lassen. Obwohl er sich im Ganzen in der Gewalt hatte, brach mitunter der Zorn aus ihm heraus, und einmal hatte er wutschnaubend, mit erhobenen Fäusten und am ganzen Leibe zitternd, vor seinem Generalstabschef Guderian gestanden, den er in den letzten Märztagen denn auch entliess.

Es wurde nun zusehends einsamer um ihn. Das eine oder andere Mal beobachtete einer der Bunkerbewohner, wie er sich die schmale Treppe zum Gartenausgang des Baus hinaufmühte, doch auf halber Strecke überanstrengt kehrte und, wie des Öfteren, zum Waschraum neben dem Mittelkorridor hinüberging, in dem sich der Verschlag für die Hunde befand. Lange und mit seltsam entleertem Ausdruck habe er dort mit seiner Schäferhündin und den fünf Welpen gespielt, die sie Anfang April geworfen hatte.

Draussen, jenseits der meterdicken Betonmauern, herrschte die Willkür des in Erschöpfung, Not und Vergeltungsangst

endenden Krieges. Seiner Wirklichkeit mitsamt den immerwährenden Todesschrecken wurde keine der klirrenden Phrasen mehr gerecht, die der Propagandaapparat des Regimes unablässig auswarf. Zwar taten die Requisiten aus dem Fundus von Glauben, Ehre, Treue bei einer Minderheit noch immer ihre Wirkung. Aber der breiten Masse war das Pathos solcher Formeln längst nicht mehr geheuer. Wer immer seine Sinne bewahrt oder angesichts des nahenden Endes zurückgewonnen hatte, wollte nichts mehr wissen von Durchhalteparolen und Bollwerkzitatzen, in denen sich das Reich zum einsamen Helden gegen die neue apokalyptische Reiterei aus Weltjudentum, Bolschewismus und Plutokratie erhoben sah, das Glück oder die Ehre des verlorenen Postens beschworen und noch einmal jene idealisierte Lebensverachtung gefeiert wurde, die in der Vergangenheit so viel dunkle Anziehungskraft auf das deutsche Gemüt geübt hatte. Die auf allen Seiten brechenden Fronten, die Unzulänglichkeit der Verteidigungsmittel sowie das nicht endende Alltagsgrauen machten den hohlen Ton unüberhörbar, der solchen Verlautbarungen eigen war. «Rache unsere Tugend! Hass unsere Pflicht!» hiess es in einem dieser Verteidigungsappelle. «Tapfer und treu, stolz und trotzig werden wir unsere Festungen in Massengräber der Sowjethorden verwandeln ... Wir wissen mit Euch, dass die Stunde vor Sonnenaufgang immer die dunkelste ist. Daran denkt, wenn Euch das Blut beim Kampfe in die Augen rinnt und Finsternis um Euch wird. Was auch immer komme, der Sieg wird unser sein. Tod den Bolschewisten! Es lebe der Führer!»

Seit Hitler bald nach Beginn der sowjetischen Grossoffensive befohlen hatte, alle verfügbaren Kräfte nach Osten zu werfen und Berlin an der Oder zu verteidigen, gab es vor



Das letzte Aufgebot: ein Fünfzehnjähriger und ein älterer Soldat, die in den Strassen Berlins den Angriff der übermächtigen sowjetischen Eliteverbände aufhalten sollten.

und in der Stadt kaum noch erfahrene und zureichend ausgerüstete Truppen. Der Kampfkommandant der bereits am 1. Februar zur Festung erklärten Stadt, Generalleutnant Hellmuth Reymann, wiederholte ein ums andere Mal, er benötige mindestens zweihunderttausend kampferprobte Soldaten. Stattdessen verfügte er über nicht einmal die

Hälfte davon, zusammengewürfelt aus den Resten eines Panzerkorps, dem Wachregiment, einigen Zufallseinheiten verschiedener Waffengattungen sowie rund vierzig Volksturmabteilungen, die überwiegend aus Pensionären und an die viertausend halbwüchsigen Hitlerjungen bestanden. Hinzu kamen einige Pioniereinheiten sowie die im Stadtbereich eingesetzten Flakmannschaften, während die in Berlin zusammengezogenen SS- und Polizei-Einheiten nicht seinem Kommando unterstanden. Alle Forderungen Reymanns nach Verstärkung beschied Hitler mit dem Hinweis, dass hinreichend Truppen, Panzer und Munition zur Verfügung stünden, falls es zu einer Schlacht um Berlin kommen sollte.

Schwerer wog, dass zu keinem Zeitpunkt ein abgestimmter Verteidigungsplan bestand. Was langen und erprobten Zusammenwirkens bedurft hätte, musste von Fall zu Fall hastig improvisiert werden. Zudem sah sich Reymann unausgesetzt in Streitigkeiten über die Befehlsbefugnisse verstrickt. Mal kamen die Anweisungen vom Oberkommando der Wehrmacht unter Generalfeldmarschall Keitel, dann wieder von Generalstabschef Krebs sowie zeitweilig auch von Heinrici. Zu allem hin unterbrach Hitler ständig und mit vielfach launenhaften Eingebungen die Befehlskette, so dass der Kommandeur des Verteidigungsbereichs Berlin niemals völlige Klarheit darüber besass, woran er war.

Das organisatorische Chaos wurde noch durch Goebbels verstärkt, der als Gauleiter von Berlin zugleich das Amt eines Reichsverteidigungskommissars innehatte. Seit er als Anwalt des «totalen Krieges» Mal um Mal an den zahllosen Widerständen von allen Seiten gescheitert war, sah er jetzt die Gelegenheit gekommen, seine Absichten doch noch durchzusetzen, und hatte unlängst erst Hitlers Zustimmung

erwirkt, Frauenbataillone aufzustellen. In allen Erörterungen über die Fragen von Stellungsbau und Einsatz bestand er zudem eifersüchtig darauf, dass er allein für die Verteidigung der Stadt verantwortlich sei. Bezeichnenderweise betrachtete er denn auch Reymann als seinen Untergebenen und legte bei allen Besprechungen Wert darauf, dass der Kommandant in seinem Büro erscheine. Aus dem ganzen Galimathias von widersprüchlichen Zuständigkeiten, den steten Personalveränderungen, dem Durcheinanderreden im Befehlsbereich sowie der Unübersichtlichkeit der vorhandenen Kräfte und Mittel ergab sich ein Wirrwarr, der die Verteidigung der Stadt weit mehr behinderte als ermöglichte.

Hinzu kam, dass Goebbels ohne Rücksicht auf die Anordnungen der Militärs eigene «Verteidigungsbefehle» erliess und beispielsweise jeden Montag einen «Grossen Kriegsrat» einberief, der sämtliche Kommandeure, die höheren SS- und SA-Führer, ferner den Oberbürgermeister sowie den Polizeipräsidenten der Reichshauptstadt bis hin zu den einflussreichen Vertretern der Industrie vereinte. Tag für Tag schickte er zudem seine «Greiftrupps» mit dem Auftrag los, die Betriebe und Behörden der Stadt nach fronttauglichen Personen zu durchkämmen. Aber die Zahlen, mit denen er aufwartete, machten keinen Eindruck mehr, auch wenn er die Häufchen bedrückter Zivilisten, die schliesslich zusammengetrieben wurden, zu Regimentern ungeduldiger, auf den Einsatz brennender Kämpfer «für Führer und Vaterland» umformte.

Es fehlte indes zugleich an allem anderen: an Panzern, Geschützen und Einzelwaffen, an Treibstoff und Schanzgerät jeder Art. Im Tiergarten übten Volkssturmeinheiten den Feindeinsatz, indem sie durch das Gelände robbten, wäh-

rend seitab, verborgen im Buschwerk, ihre Mitkämpfer mit Stöcken auf leere Blechbüchsen schlugen, um das Maschinengewehrfeuer zu imitieren. Anderswo verwandte man Papprollen zur Ausbildung an der Panzerfaust oder errichtete aus Pflastersteinen, vom Luftkrieg zertrümmerten Kraftfahrzeugen, Bettgestellen und Gerümpel aller Art Strassen Sperren. Jedem Volkssturmmann standen schliesslich, sofern er überhaupt ein Gewehr erhielt, fünf Schuss Munition zur Verfügung. Aber vielfach geriet er damit nur in neue Verlegenheit. Während die Waffen zumeist aus deutscher oder tschechischer Produktion stammten, kamen die Patronen aus Italien, Frankreich oder anderen Ländern, die mit oder gegen Deutschland Krieg geführt hatten. Insgesamt gab es neben den Jagd- oder Sportflinten, die der Ablieferungspflicht unterlagen, mehr als fünfzehn verschiedene Gewehrtypen sowie eine nahezu unübersehbare Zahl von Munitionsfabrikaten. Nichts passte mehr zusammen. Es war wie ein Abbild der Desorganisation, die auf deutscher Seite um sich griff.

Tatsächlich zogen auf manchen der grossen Ausfallstrassen Einheiten des Volkssturms oder der Wehrmacht zur Verteidigung in einen der Vororte aus, während ihnen auf der gegenüberliegenden Strassenseite andere Verbände mit dem Auftrag entgegenkamen, den Flugplatz Tempelhof oder den Westhafen nahe der Innenstadt zu sichern. Von General Reymann verlautete, dass die Stadt verlassen könne, wer immer zum Waffendienst untauglich sei. Doch zur gleichen Zeit liess Goebbels an jeder Haustür eine Bekanntmachung anschlagen, wonach «auf Befehl des Führers ... alle Männer vom 15. bis zum 70. Lebensjahr» ihrer Gestellungspflicht nachzukommen hätten, Ausnahmen würden nicht gemacht. «Wer sich feige in den Luftschutzräumen verdrückt», hiess es

am Ende, «ist vor ein Kriegsgericht zu stellen und wird mit dem Tode bestraft.»

Unverdrossen gaben sich einzig die Propagandatechniker. Tag für Tag trieben sie, wie Goebbels mit kaltem Zynismus erklärte, ihr «bestes Pferd im Stall» vor die verängstigten Menschen: das detailreich ausgemalte Grauen vor der «Bolschewisierung Gesamteuropas» mit den Bergen von Erschlagenen, den vergewaltigten Frauen sowie hingeschlachteten Kindern. Und Bormann ergänzte, diese «Walze» könne man «in immer neuer Spiegelung ablaufen lassen», die einprägsamen Schreckensbilder würden die äusserste Kampftentschlossenheit wecken und womöglich sogar die gegnerische Koalition auseinanderbringen.

Seit zu Beginn der zweiten Aprilhälfte die Berliner Zeitungen ihr Erscheinen eingestellt hatten, übernahmen gezielt plazierte Gerüchte die Aufgaben der Stimmungssteigerung. Die Erfolge der Alliierten, hiess es einmal aus angeblich «zuverlässiger Quelle», seien nichts als eine Kriegslist des Führers, der die Gegner absichtsvoll so weit wie möglich ins Land gelockt habe, um sie im letzten Augenblick um so wirksamer «mit Mann und Ross und Wagen» zu vernichten. Oder es wurden Hinweise gestreut, dass General Krebs Verbindung mit den Russen aufgenommen und den sowjetischen Diktator an seine Zeit als deutscher Militärattaché in Moskau erinnert habe, als er von ihm öffentlich umarmt und sogar geküsst worden sei, woraufhin Stalin «bewegt» geantwortet und den Geist der «Waffenbrüderschaft» von einst beschworen habe. Dann wiederum machte die Auffassung eines angeblich «sachverständigen Militärs» die Runde, wonach sich der jahrelang mit so viel ohnmächtiger Verzweiflung hingegenommene Bombenkrieg in dieser Stunde der Entscheidung als Glück und Chance darbiete, weil er

Berlin geradezu auf seine «Nahkampfrolle» vorbereitet habe; im Häuserkampf sei der Verteidiger, wie die Militärgeschichte aller Zeiten beweise, dem Angreifer durchweg überlegen. Auch von Unterseebooten mit «stratosphärischen Geschossen» war die Rede, die New York in Grund und Boden schiessen würden, sowie von «Eisgranaten» mit alles verätzenden Nebeln. Die Bevölkerung begegnete dem bizarren Gerede mit wachsender, nicht selten schneidender Skepsis. Die Propaganda, lautete eine verbreitete Redensart, sei wie die Bordkapelle auf einem sinkenden Schiff, das noch unterm Sog in die Tiefe aufmunternde Weisen spiele – weil alles andere Notenmaterial der Bewirtschaftung unterliege.

Die wirkliche Lage und die herrschende Stimmung beschrieben weit genauer die motorisierten Feldgerichte, die unterdessen durch die Strassen jagten und Wohnungen, Betriebe sowie Ruinenfelder unablässig nach Deserteuren absuchten. Wo immer der geringste Verdacht aufkam, erschossen oder erhängten sie die «Verräter» auf der Stelle. Am 15. Februar 1945 waren auf Befehl Hitlers zudem Sondergerichte mit der Zuständigkeit für alle Straftaten gebildet worden, «die die deutsche Kampfkraft oder Kampfesgeschlossenheitgefährdeten» und aus einem Strafrichter, einem Vertreter der Partei sowie einem Offizier der Wehrmacht oder Waffen-SS bestanden. Zehn Tage später hatte Himmler ein zusätzliches Korps von «Sonderstandgerichten» aufgestellt, und wiederum kurze Zeit darauf, am 9. März, war ein «Fliegendes Standgericht» unter Generalleutnant Rudolf Hübner eingesetzt worden, das seine Anweisungen von Hitler persönlich erhielt. Es schien, als sei ein Rest von Zuversicht nur noch mit Hilfe von Strafandrohungen aufrechtzuerhalten.

Die Informanten des Sicherheitsdienstes meldeten denn auch Mitte April, dass das Vertrauen breiter Kreise in die Führung «lawinenartig» wegrutsche. Immer mehr Amtswalter, musste Goebbels ärgerlich vermerken, verschwanden einfach und «lösten sich in Luft auf», die Partei habe «ziemlich ausgespielt». Um so empörter nahmen die Menschen wahr, dass seit Mitte März in manchen Stadtbezirken Dutzende von Hingerichteten an Bäumen, Laternenmasten und mitunter auch, zur verstärkten Abschreckung, an Barrikaden und Panzersperren hingen. Genauere Zahlen gibt es begreiflicherweise nicht. Umsichtige Schätzungen sprechen von annähernd tausend Exekutierten im Verlauf der letzten drei Monate. Einige Kommandeure waren über das wilde Treiben so empört, dass sie, wie der Generalmajor Hans Mummert, Befehlshaber der Panzerdivision «Müncheberg», ihre Truppe anwiesen, den Sondergerichten notfalls mit der gezogenen Waffe entgegenzutreten.

Die Niederlage war erkennbar besiegelt, und was weiterging, war ein Krieg über das Ende hinaus. Weitab irrlichterten abwegige Hoffnungen. Die Lage erinnere sie an die «Götterdämmerung» aus der «Edda», schrieb Gerda Bormann, die Frau Martin Bormanns, an ihren Mann: «Die Riesen und die Zwerge, der Fenriswolf und die Mitgardschlange, alle die Mächte des Bösen ... stürmen über die Brücke der Götter ... Die Burg der Götter wankt, und alles scheint verloren. Doch dann erhebt sich plötzlich eine neue Burg, schöner als je zuvor, und Baldur lebt wieder.» Es war einer der vertrauten Fluchtwege, weg von der Wirklichkeit in die mythischen Gemeinplätze, den sie einschlug. Sie endeten aber bald. An den Ruinenkulissen ausgebrannter Städte, den Flüchtlingstrecks auf den Strassen und dem wachsenden Chaos überall führten sie nicht vorbei. Auch nicht an der

beharrlichen Unaufhaltsamkeit, mit der die Alliierten von Osten wie von Westen her immer grössere Teile des Landes eroberten. Der Widerstand zerbrach sichtlich. In irgendwelchen Nirgendwas schlugen sich ermüdete, in Auflösung begriffene Einheiten herum, die kein Führerbefehl mehr erreichte. Hitler gebot inzwischen nur noch über ein paar fanatisch ergebene Aussenposten sowie über ein Areal, das sich zunehmend enger um die Hauptstadt schloss.

Und doch schien in allem, was in den Tagen des endenden Krieges geschah, eine verzweifelte Energie am Werk, die erkennbar darauf aus war, die Niederlage zur Katastrophe auszuweiten. Sollten wir nicht siegen, hatte Hitler schon Anfang der dreissiger Jahre in einer seiner Phantasien über den kommenden Krieg erklärt, «so werden wir selbst untergehend noch die halbe Welt mit uns in den Untergang reissen». Jetzt war er dabei, seine Vorhersage wahr zu machen.

ZWEITES KAPITEL

Konsequenz oder Katastrophe: Hitler in der deutschen Geschichte

Die Frage ist seither nicht zur Ruhe gekommen, ob dieses Ende absehbar und hinter dem altpreussischen Fassadencharme der historischen Palais an der Wilhelmstrasse nicht gleichsam schon die verwüstete Ödlandschaft mit den Betonquadern des Führerbunkers erkennbar gewesen sei; das heisst, ob Hitler als das nahezu zwangsläufige Ergebnis der Geschichte des Landes angesehen werden müsse, so dass er weit eher eine deutsche Konsequenz als, dem berühmten Wort des Historikers Friedrich Meinecke entsprechend, eine deutsche Katastrophe war.

Die enthusiastische, wenn auch von einer trickreichen Regie erzeugte und unablässig hochgetriebene Druckwelle der Begeisterung im Verlauf der Machtergreifung entkräftet auf den ersten Blick alle Behauptungen, die darin einen historischen Unfall erkennen wollen. Zwar waren in allem Jubel, den Fackelzügen, Massenaufmärschen und Kundgebungen mit nächtlichen Höhenfeuern, die zum Bild des Frühjahrs 1933 gehören, Gefühle der Unsicherheit wahrnehmbar, und noch geraume Zeit ging in der Bevölkerung die Frage um, ob sich das Land unter den neuen Männern nicht auf ein verrücktes oder jedenfalls wenig geheures Abenteuer einlasse. Aber die überrennende Gewalt, mit der sie in die politischen Schlüsselstellungen eindrangten, hatte ihre eigene, verwirrende Überredungsmacht. Die Republik

von Weimar erschien vielen bald nur noch als eine Episode, und keine Erinnerung, kein Anflug von Pietät machte den Abschied davon schwer. Wie auf ein Stichwort hin trat nach so vielen Jahren einer fehlgegangenen Staatlichkeit der Wille hervor, einen neuen Anlauf zu wagen, und spülte bei einer rasch anwachsenden Mehrheit alle Bedenken hinweg. Zugleich gewann die neue Ordnung, die alsbald Umriss annahm, nicht nur Anhänger und, trotz aller inferioren Geistlosigkeit, Gründe, sondern sogar, wie ihre Wortführer unablässig ausschrien, die Zukunft für sich.

Es waren diese Begleitumstände der Machtergreifung, die dem Eindruck vorgearbeitet haben, die Deutschen seien damals, nach Jahren einer erzwungenen Anpassung an Demokratie, Rechtsstaat und «westliche» Werte, gewissermassen zu sich selber und damit zu der anstössigen Rolle zurückgekehrt, die sie angeblich seit Menschengedenken in Europa gespielt hatten. Die ersten zeitgenössischen Deutungen der Ereignisse haben oftmals lange Ahnenreihen bis hin zu Arminius dem Cherusker, den mittelalterlichen Kaisern und weiter über Friedrich den Grossen bis hin zu Bismarck konstruiert, in denen sie auf Schritt und Tritt einem latenten Hitlertum lange vor Hitler begegneten. Das Ergebnis war, wie immer man die Dinge ansah, dass es keine «unschuldigen» Ereignisse oder Gestalten der deutschen Geschichte gab. Selbst durch die biederemännische Idylle des Vormärz geisterten die Gespenster der Unterwürfigkeit und Enge, und keinem kundigen Blick konnte der insgeheime Wille dieser Nation verborgen bleiben, in der Welt und notfalls auch gegen sie eine besondere Berufung zu haben. Die deutsche Romantik war danach nichts anderes als eine untertrügerisch zarten Bildern verheimlichte Neigung zu Grausamkeit und Welthass, eine Sehnsucht zurück «in die Wäl-

der», die diesem seltsamen Volk, wie es nunmehr schien, immer vertrauter gewesen war als Zivilisation, Verfassung und Menschenrecht. Der violinspielende, vom Zauber einer Schubert-Sonate ergriffene SS-Führer Reinhard Heydrich ist eine Zeitlang geradezu eine Art Vorzeigeklichee des Deutschen schlechthin geworden.

Diese meist summarischen Darlegungen zu Charakter und Geschichte der Deutschen haben sich im Ganzen überwiegend selbst erledigt. Denn im Grunde setzten sie noch nachträglich die nationalsozialistische These ins Recht, wonach Hitler nicht nur der legitime Erbe Preussens und des Bismarckreiches, sondern auch der Vollender der deutschen Geschichte sei. Geblieben und in unterdessen ungezählten Untersuchungen erörtert ist hingegen die Frage nach den Verbindungslinien, die sich aus der Vergangenheit zu Hitler und dem Ideologienwerk ziehen lassen, das seinen Aufstieg ermöglicht oder doch begünstigt hat.

Man hat in der Begründung dieser Zusammenhänge Spuren verfolgt, die weit zurückgehen, bis sie sich irgendwo im Sand der Geschichte verlieren. Da war die Wirklichkeitsabgewandtheit des deutschen Denkens mitsamt einem hochfahrenden Kulturbegriff, der das Politische verachtet und jedenfalls nicht in sich aufgenommen hatte. Es gab ferner die illiberalen Einsprengsel in den gesellschaftlichen Strukturen, die obrigkeitsstaatlichen Reflexe sowie das nicht selten grimmig herausgekehrte Reaktionärswesen der gebietenden Macheliten, deren Vorrang um so unangefochtener geblieben war, als das deutsche Bürgertum zu keiner Zeit ein bürgerliches Selbstbewusstsein entwickelt hatte. Diese und manche weiteren Eigenheiten, hiess es auch, hätten zu einer Tradition sozialer Disziplin geführt, die sich immer schon in einer Art prätotalitärem Wartestand befunden

habe. Rechnet man die hergebrachte Schwäche der politischen Institutionen des Landes hinzu, wurde auch die Anfälligkeit gerade der Deutschen für charismatische Führerfiguren begreiflich. Die Voraussetzung dafür sei freilich immer gewesen, dass die Kommandos, die von dorthor kamen, der Vorzugsbewegung des deutschen Denkens folgten: der von aktuellen Nöten und mancherlei Einkreisungskomplexen genährten Zeitstimmung einerseits sowie der prinzipiellen Neigung andererseits, jede Tagesfrage zu einer Entscheidung über letzte Dinge zu erheben und alle Politik mit mythologischen Gehalten aufzuladen.

Zweifellos lässt sich ein Gutteil dieser und weiterer Überlegungen, die vor allem in der Debatte über den sogenannten deutschen Sonderweg zu anhaltenden Auseinandersetzungen geführt haben, mit der Erscheinung Hitlers in Verbindung bringen. Bedacht werden muss dabei aber, dass alle Geschichte weit offener ist, als es dem stets im nachhinein urteilenden Spurenleser erscheint. Zwangsläufig werden seine Einsichten nicht zuletzt von den Fragen bestimmt, die er ohne die Kenntnis des Ausgangs niemals stellen würde. Zuletzt bleibt zu berücksichtigen, dass vergleichbare Bewandnisse, wenn auch mit sehr unterschiedlichem Gewicht, bei nahezu jeder Nation, zumindest des europäischen Kontinents, ausfindig zu machen wären. Ein tauglicher, ohne allen spekulativen Witz hergestellter Zusammenhang mit Hitler ist aus den deutschen Zuständen sicherlich nicht ableitbar, und allenfalls liesse sich sagen, dass die Widerstandskräfte gegen seinen Aufstieg durch die besondere Entwicklung des Landes gelähmt worden sind. Und unbeantwortet bleibt auch die daran anschliessende Frage, warum der Nationalsozialismus soviel mehr an Härte und konzentrierter Inhumanität aufwies als die Mehrzahl der ihm ver-

wandten extremistischen Bewegungen während der zwanziger und dreissiger Jahre.

Geht man der Sache genauer und diesseits aller allzu plausiblen Deutungsbefunde nach, zählt zu den deutschen Besonderheiten im engeren Sinne zweifellos der ganz und gar unvermutete Wirklichkeitssturz in die Niederlage vom Herbst 1918. Die Nation, die buchstäblich bis in die Tage des Waffenstillstands den Grossmachttraum von 1870/71 mitsamt den «herrlichen Zeiten» geträumt hatte, denen sie entgegengehe, sah sich plötzlich einem Umbruch jedweder Lebensumstände gegenüber: einer Revolution, die von der breitesten Mehrheit nur als «Pöbelaufstand» wahrgenommen wurde und behaftet war mit einem «Ludgeruch», der alle vertrauten, seit alters herrschenden Massstäbe durcheinanderwarf; ferner dem Chaos auf den Strassen, anhaltenden Hungersnöten, nie gekannter Massenarbeitslosigkeit und sozialen Unruhen über ganze Provinzen hin. Hinzu kam der mit pompösem Friedensgerede in Szene gesetzte, tatsächlich aber von Heuchelei, Rachsucht und schikanöser Kurzsichtigkeit diktierte Friedensvertrag von Versailles mit der gewollten und auch so verstandenen Demütigung durch die Kriegsschuldthese des Artikels 231. Mehr als alle materiellen Beschwerden, die dem Land von den Siegermächten aufgebürdet waren, hat es die Verstossung aus dem Kreis der geachteten Völker in seelischen Aufruhr versetzt, und ein Beobachter hat dazu bemerkt, schon damals habe sich eine «Volksgemeinschaft der Erbitterten» gebildet, die nur noch auf einen Führer und Stichwortgeber wartete. Die Inflation mit der Verarmung breiter Schichten sowie die wenige Jahre später ausbrechende Weltwirtschaftskrise haben solche Aufgebrachtheiten weiter verschärft, und jedes dieser sowie der zahllosen weiteren, unaufhörlich hereinbre-

chenden Debakel wurde der von allen Seiten bedrängten Weimarer Republik zur Last gelegt.

Die Affekte und mit unablässig anschwellendem Zorn vermerkten Empörungssachen an der Wende zu den dreissiger Jahren hat Hitler sich zunutze gemacht, indem er landauf, landab die Krise beklagte, die er zugleich mit allen Mitteln vorantrieb. Sie war sein sicherstes Versprechen der Macht. Man kann der ungezählte Male aufgeworfenen und bis heute kaum befriedigend beantworteten Frage nach den Ursachen für seinen Aufstieg nicht auf den Grund kommen, sofern man ausser Rechnung stellt, dass er in einer seelisch gebrochenen Nation nach oben kam. Zugleich war der Zulauf, den er und seine Bewegung fanden, mehr als alles andere ein kopfloses Weglaufen von der glücklosen Republik von Weimar, dem «Staat mit der Narrenkappe», wie einer seiner verzweifelten Verteidiger ihn genannt hat: herumgestossen von aussen und zum Gespött gemacht von allzu vielen, nur in der Verachtung und dem Hass auf das Bestehende geeinten Gegnern im Innern.

Das war das eine, was die Einsicht in den tiefen moralischen Bruch verdunkelt hat, den zahlreiche heutige Betrachter in Kenntnis der späteren Greuel des Regimes 1933 wahrnehmen. Die Zeitgenossen haben ihn nicht oder nur selten empfunden. Zum genaueren Verständnis der Vorgänge gehört aber auch, dass kaum einer der Mitlebenden einen halbwegs zutreffenden Begriff von der totalitären Diktatur hatte, die da heraufkam, und bis zu welchem Punkt Entrechtung, Willkür und Gewalt selbst in einem Land getrieben werden konnten, das zu den führenden Kulturnationen rechnete. Die Phantasie selbst der Gegner der neuen Machthaber reichte nicht weit. Die grosse Mehrheit stellte sich allenfalls ein autoritäres Regime wie im Italien Mussolinis

vor, wo, wie jeder wusste, die Züge wieder pünktlich führen. Nach den Weimarer Wirren wünschte nahezu jedermann sich sozusagen die vielen deutschen «Pünktlichkeiten» zurück, die er fast vierzehn unerträglich lange Jahre vermisst hatte.

Als wesentliches, kaum zu überschätzendes Element zählt zu den deutschen Besonderheiten aber Hitler selber. Alle aufwendigen, mit soviel Überblick wie Unterscheidungskunst verfolgten Herleitungen aus Geschichte und Gesellschaft müssen am Ende auf seine Person zurück und können von der individuellen Biographie nicht absehen, die den Ereignissen die entscheidenden Impulse gegeben hat. Nirgends sonst jedenfalls in den von ähnlichen Turbulenzen heimgesuchten Ländern der Zwischenkriegsepoche gab es eine Führerfigur von vergleichbar rhetorischer Gewalt wie Hitler, nirgends einen Mann von annähernder organisatorischer Fähigkeit und taktischem Ingenium. Auch nicht von ebenbürtiger Radikalität.

Dann erst ist zu sagen, dass Hitler zudem machtpolitisch an manche Vermächtnisse anknüpfen konnte, die ihre ältere oder jüngere Herkunft hatten: an die Vorstellung beispielsweise, dass der Osten des Kontinents der natürliche, zur Kolonisierung gleichsam bereitliegende Lebensraum des Reiches sei, und tatsächlich hatte die Kriegszieldebatte während des Ersten Weltkriegs bereits «völkische Flurbereinigungen» mit Umsiedlungsaktionen für ausgedehnte Landstriche gefordert. Desgleichen war Hitlers «idealer» Bündnisgedanke, der die engste Verbindung mit dem britischen Empire vorsah, um gemeinsam mit dem germanischen «Vetternvolk» von jenseits des Kanals als die «Lenkungsmächte der Welt» aufzutreten, zumindest umrisshaft, schon vorge-dacht wie manches Weitere auch.

Die vordringlichste Aufgabe, die sich der deutschen Politik freilich stellte, war die Überwindung des Versailler Diktats, und dieses Vorhaben gab zugleich die Einbruchsstelle beim Werben Hitlers um die alten, vom unverwundenen Schmerz über den gescheiterten Grossmachtehrgeiz erfüllten Führungsschichten ab. Eine Denkschrift der Reichswehr für das Auswärtige Amt aus dem Jahre 1926 formulierte als eine Art mittelfristige Leitlinie der deutschen Aussenpolitik: zunächst die Befreiung des Rheinlands und des Saargebiets, dann die Beseitigung des polnischen Korridors zwischen dem Reich und Ostpreussen, die Wiedergewinnung Polnisch-Oberschlesiens, den Anschluss Österreichs sowie schliesslich die Besetzung der entmilitarisierten Zone: Es war, von der Reihenfolge abgesehen, das aussenpolitische Programm Hitlers während der dreissiger Jahre. Im Führer der NSDAP erkannten diese Gruppen, ungeachtet aller Bedenken gegen seine Vabanquelaunen und sein Brigantenwesen, doch den Mann, der in der Lage schien, ihre revisionistischen Absichten zu verwirklichen. Wie kein anderer jedenfalls verstand er es, den Versailler Vertrag mitsamt den verbreiteten Gefühlen der Kränkung über alle Schranken hinweg als integrierendes Mittel zur Mobilisierung der Nation zu nutzen.

Was seine Förderer und Helfershelfer nicht bedachten und vermutlich nicht einmal ahnten, war Hitlers Entschlossenheit, seine aus Phantastik und «eiskalter» Berechnung sonderbar gemischten Visionen buchstäblich zu verstehen. Seine Tiraden von Krieg, Neuordnung der Welt sowie einem Riesenreich bis zum Ural und darüber hinaus gingen gerade nicht, wie sie vermeinten, auf die augenblicksweisen Eingebungen eines durchgängerischen Temperaments zurück. Während sie die von den Siegermächten angetane

«Schmach» überwinden und die alten Grenzen, wenn auch samt manchen Zugaben, wiederhaben wollten, zielte er mit seiner Politik weder auf alte noch neue Grenzen. Was er gewinnen wollte, waren neue Räume, Millionen von Quadratkilometern eroberter und, wie er bei Gelegenheit bemerkt hat, in einem «Teufelswerk» entvölkerter Flächen. Dahinter stand ein Raumbunger, der nie genug bekam und jeden Erwerb lediglich als Aufmarschglacis weiterer Vorstöße betrachtete.

Verschiedentlich wird die Auffassung vertreten, dass selbst diese Vorstellungen die Kontinuität noch nicht zerbrochen. Denn im Grundsatz seien sie etwa von den Alldeutschen oder in Ludendorffs Ostkonzepten von 1918 bereits entwickelt worden. Was aber den Zusammenhang tatsächlich abreißen liess, war das ideologische Ferment, mit dem Hitler sie auflud: das wilde Ideengemenge von Weltkrankheit, Rassenvergiftung, Ausmerzungen und Bluterneuerung zur «Rettung des Erdballs». Damit brach etwas herein, was alle bis dahin sozusagen naive imperialistische Gier im Grundsatz überstieg: eine rassistische Utopie, die ein neues Weltzeitalter heraufzuführen versprach. Getragen und erkämpft werden sollte sie von einigen hundert Millionen genetisch bewusster und geeinter Menschen, die unbewegt ihrer historischen Mission folgten, Räume eroberten, alle «Niederrassigen» ausrotteten oder in gestuften Abhängigkeitsverhältnissen hielten: der «Neue Mensch», der unablässig plante, zerstörte, umsiedelte und in den KdF-Masenhöfen auf den Kanalinseln, an den Fjorden Norwegens oder auf der Krim bei fröhlicher Gemeinschaftsfolklore Entspannung vom Auftrag der Geschichte suchte. Es war der Bruch mit allem, was die Welt je ausgemacht hatte, und man fällt der Propaganda des Regimes noch nachträglich

zum Opfer, wenn man dieser Revolution eine Herkunft andichtet, die sie nicht besass. Der monströse Prospekt hatte einzig in sich selber seinen Ursprung. So weit jedenfalls und so wahnwitzig hatte nie jemand gedacht, und es gab von daher keine Verbindungslinie irgendwohin, gewiss nicht zu Bismarck, Friedrich dem Grossen oder gar zu den mittelalterlichen Kaisern.

Es war namentlich der gänzliche Mangel an überpersönlichem Verantwortungsbewusstsein, an nüchtern selbstlosem Dienstethos und an historischer Moral, der Hitler von jedem denkbaren Vorgänger unterschied. Mit einer in aller Geschichte beispiellosen Egozentrik hat er die Existenz des Landes mit der eigenen Lebenszeit gleichgesetzt, wie Albert Speer es ihm in einem Brief vom 28. März 1945 vorgehalten hat. Mehr als in den Waghalsigkeiten zu Beginn, von der Rheinlandbesetzung des Jahres 1936, als er vierundzwanzig Stunden lang um sein Schicksal zitterte, bis zur Besetzung Prags im Frühjahr 1939, gab er am Ende zu erkennen, dass er nur ein in die Politik verschlagener Spieler war, der um «alles» gespielt – und verloren hatte. Dahinter tat sich das Nichts auf.

Einer der radikalen Parteigenerale, Hitlers Chefadjutant Wilhelm Burgdorf, der sich selber seinen «grenzenlosen Idealismus» für «Führer und Volk» zugute gehalten hat, war an einem der letzten Tage im Bunker mit Hitlers Sekretär Martin Bormann aneinandergeraten. Im Verlauf der lautstark geführten Auseinandersetzung hatte Burgdorf den allmächtigen Vorzimmermann des «Führers» angeschrien, er habe sich wegen seiner bedingungslosen Hingabe an die gemeinsame Sache die Verachtung seiner Offizierskameraden zugezogen und den Vorwurf hinnehmen müssen, ein «Verräter» zu sein. Heute müsse er einsehen, dass seine Gegner



Hitlers Chefadjutant Wilhelm Burgdorf, der Ende April 1945, im Verlauf einer lautstark geführten Auseinandersetzung, Bormann entgegengehalten hatte, er habe sich wegen seiner bedingungslosen Hingabe an die gemeinsame Sache die Verachtung seiner Offizierskameraden zugezogen.

recht gehabt hätten, dass sein «Idealismus falsch» und er selber «naiv und dumm» gewesen sei. Als der führergläubige General Krebs, der Zeuge des Ausbruchs war, dazwischengehen wollte, wehrte Burgdorf ab: «Lass mich man, Hans, einmal muss das doch alles gesagt werden!» Die jungen Offiziere, fuhr Burgdorf fort, seien «zu Hunderttausenden in den Tod gegangen», doch frage er sich, wofür. Die Antwort laute: weder für das Vaterland noch für die Zukunft. Jetzt erst sei ihm aufgegangen: «Für Euch sind sie gestorben ... Millionen unschuldiger Menschen (sind) geopfert worden,

während Ihr, die Führer der Partei, Euch am Volksvermögen bereichert habt. Geprasst habt Ihr, ungeheure Reichtümer zusammengerafft, Rittergüter gestohlen, Schlösser gebaut, im Überfluss geschwelgt, das Volk betrogen und unterdrückt. Unsere Ideale, unsere Moral, unseren Glauben, unsere Seele habt Ihr in den Schmutz getreten. Der Mensch war für Euch nur noch das Werkzeug Eurer unersättlichen Machtgier. Unsere jahrhundertealte Kultur, das deutsche Volk habt Ihr vernichtet. Das ist Eure furchtbare Schuld.»

Es sei nach diesen Worten, geht der Bericht weiter, ganz still im Bunker geworden. Dann habe sich Bormann «kühl, überlegt und ölig» vernehmen lassen: «Aber mein Lieber, Du musst doch nicht persönlich werden! Wenn sich die andern auch alle bereichert haben, ich bin doch frei von Schuld ... Prost, mein Lieber!»

Bevor Wilhelm Burgdorf wenige Tage später seinem Leben ein Ende machte, wurde er von Hitler noch gleichsam ins Recht gesetzt. Nach einer der letzten Lagekonferenzen, am 27. April 1945, sprach er in Anspielung auf eine Äußerung Richelieus von alledem, was er mit dem Tod hergeben müsse, die grossen Vorhaben und «teuerste Erinnerungen». Aber dann war wieder der Spieler zum Vorschein gekommen, als der er sich zeitlebens aufgeführt hatte, der gescheiterte Hasardeur und nicht zuletzt der Mann aus dem Nirgendwo, der dabei war, unter Hinterlassung einer Riesenspur von Trümmern jeglicher Art ins Nichts zu entschwinden. «Was heisst das alles!» sagte er mit einer wegwerfenden Geste zu den versammelten Offizieren: «Einmal muss man doch den ganzen Zinnober zurücklassen!»

DRITTES KAPITEL

«Der Krieg ist verloren!»

Der 20. April, Hitlers sechsfundfünfzigster Geburtstag, brachte die Führung des Regimes zum letzten Mal zusammen: Goebbels, Himmler und Bormann, Speer, Ley, Ribbentrop und einige Gauleiter sowie die Spitzen der Wehrmacht. Von seinem Jagdsitz Karinhall war Göring gekommen, nachdem er noch am frühen Morgen vierundzwanzig Lastwagen mit den in Jahren angehäuften Antiquitäten, Bildern und Möbeln nach Süddeutschland vorausgeschickt hatte. Kaum war die Kolonne abgezogen, hatte er sich zur Strasse nahe der Einfahrt begeben und auf dem Weg dorthin ohne erkennbare Regung, mit einem nahezu geschäftsmässigen Gleichmut, die Vorrichtungen überprüft, die zur Sprengung von Karinhall angebracht worden waren. Mit einem Blick auf das Gewirr der Zündschnüre hatte er zu dem Begleitoffizier an seiner Seite gesagt: «So etwas muss man eben manchmal tun, wenn man Kronprinz ist.» Dann war er zur Geburtstagsfeier aufgebrochen. Einige Tage zuvor hatte sich unerwartet Eva Braun im Bunker eingefunden und in den hinteren Räumen des Führertrakts Quartier bezogen.

Die Gratulationscour war in die grösseren und festlicheren Räume der Neuen Reichskanzlei verlegt worden, wie unansehnlich sie infolge der zahlreichen Bombenschäden, der abgehängten Bilder und weggeräumten Möbel auch

wirkten. Aber die Zusammenkunft so vieler uniformierter Würdenträger hatte noch einmal zumindest eine Erinnerung an die lange entbehrten Empfindungen von Glanz und Gala zurückgebracht, auch wenn die unaufhörlich heulenden Sirenen die ohnehin trübe Stimmung weiter herabdrückten. Nach ein paar kurzen Worten war Hitler von Gruppe zu Gruppe gegangen, hatte ernst und mitunter fast abwehrend die Glückwünsche entgegengenommen, hatte beschworen und ermutigt. Obwohl er anfangs einen zutiefst erschöpften Eindruck gemacht und, wie einer der Anwesenden meinte, mühsamer als an anderen Tagen versucht hatte, das Zittern seines linken Arms zu verbergen, schien ihn die Zuversicht, die er jedem der Umstehenden aufdrängte, selber zu beleben, so dass er zeitweise «wie galvanisiert» wirkte. Draussen, auf der Wilhelmstrasse, fand unterdessen ein parademässiger Vorbeimarsch der «Leibstandarte» an dem SS-Gruppenführer Wilhelm Mohnke statt.

Im Lauf des Vormittags war das Codewort «Clausewitz» ausgegeben worden, das den Alarmfall verfügte und auf die Verkündung des Ausnahmezustands hinauslief. Gleichzeitig wurde bekannt, dass Hitler sich bereit gefunden hatte, den schon vor Tagen vorsorglich gefassten Beschluss in Kraft zu setzen, wonach die in deutscher Hand verbliebenen Gebiete für den Fall einer Spaltung durch die vorrückenden Feindmächte in einen «Nordraum» unter Grossadmiral Karl Dönitz und einen «Südraum» unter Generalfeldmarschall Albert Kesselring aufzuteilen seien. Der verzweifelte Schritt gab dem Aufgebot der Gratulanten noch einmal die Gelegenheit, das «militärische Genie» des Führers zu rühmen, der es wieder und wieder fertigbringe, aus defensiven Lagen in die weit vorteilhaftere Position des Angreifers überzuwechseln. Erläuternd beschrieb Goebbels die beiden «Füh-

rungsräume» als die Flügel einer «strategischen Zange», die den noch ahnungslosen Alliierten ein «zweites Cannae» bereiten werde.

Insgeheim hingegen, hinter all dem verdrehten Gerede über militärtechnische «Geniestücke» oder den gegen jeden Augenschein unmittelbar bevorstehenden Sieg, wartete die Mehrzahl der Versammelten in zunehmender Nervosität auf das Ende der Veranstaltung. Jeder hatte verfolgt, dass die Rote Armee dabei war, den Ring um die Stadt zu schließen. Nach Norden wie nach Süden war lediglich ein ständig schmaler werdender Fluchtkorridor verblieben, und einmal liess Göring durch eine Ordonnanz Erkundigungen darüber einholen, wie lange nach kritischem Ermessen noch ein Durchkommen sei.

Als ohne er die verächtliche Ungeduld der meisten Anwesenden und wolle sie hinhalten, schien Hitler den Empfang zumindest minutenweise in die Länge zu ziehen. Während der anschliessenden Lagebesprechung im Konferenzkorridor befahl er, die im Norden und Osten bis an den äusseren Verteidigungsring vorgestossenen Sowjetverbände in einem rücksichtslosen, mit aller Kraft geführten Gewaltschlag zurückzuwerfen. Wiederum setzte er dabei Truppen ein, die einzig durch die Irrwelt seiner Vorstellung marschierten, und verlor sich, wie immer, wenn er ins Reden kam, in taktischen Einzelheiten, sei es über die Einsatzstelle eines Sturmgeschützes oder den günstigsten Standort einer Maschinengewehr-Stellung. Stumm und mit unbewegten Mienen folgten die Offiziere seinen Ausführungen. Lediglich Göring, der breit und massig Hitler gegenüber Platz genommen hatte, konnte seine Unruhe kaum verbergen und schien die sinnlos verrinnenden Minuten zu zählen.

Am Abend zuvor hatte Hitler die Frage aufgeworfen, ob

es nicht zweckmässiger sei, die von Truppen nahezu entblösste, weitgehend verteidigungsunfähige Hauptstadt aufzugeben. Zugleich hatte er die Absicht durchblicken lassen, die Führung im «Südraum» zu übernehmen und vom Obersalzberg aus, im Angesicht des sagenumwobenen Untersbergs, den Kampf fortzuführen. In Anspielung womöglich auf sein eigenes Nachleben hatte er dabei noch einmal die Überlieferung erwähnt, wonach im Innern des Berges Kaiser Barbarossa den Jahrhundertschlaf schlief. Doch Goebbels hatte ihn leidenschaftlich bedrängt, in Berlin zu bleiben und, wenn ihm der Tod denn bestimmt sein sollte, in den Trümmern der Stadt das Ende zu suchen: Nichts anderes sei er der Treue zu seiner weltgeschichtlichen Aufgabe, den Schwüren von einst und seinem historischen Rang schuldig. Der Führer, hatte er wie schon verschiedentlich erklärt, dürfe sein Leben nicht in seinem «Sommerhaus» beschliessen, und vieles spricht dafür, dass gerade dieses Argument auf Hitler, der sich stets in grossen Kulissen gesehen hatte, den Eindruck nicht verfehlte. Allein in Berlin, hatte Goebbels zudem vorgebracht, lasse sich noch ein «moralischer Welt-erfolg» erzielen.

Jetzt versicherte Hitler, er sei über Nacht mit sich ins reine gekommen und werde in der Hauptstadt bleiben. Nach einem kurzen, verblüfften Schweigen bestürmten fast alle Lageteilnehmer ihn, Berlin zu verlassen, schon in Stunden könne der letzte Fluchtweg verschlossen sein. Aber Hitler blieb unzugänglich. «Wie soll ich», beharrte er, «die Truppen zum entscheidenden Kampf um Berlin bewegen, wenn ich mich im gleichen Augenblick in Sicherheit bringe!» Um dem Hin und Her ein Ende zu machen, sagte er schliesslich, er wolle die Entscheidung, was ihn selber angehe, dem «Schicksal» überlassen; doch werde er nieman-

den am Weggehen hindern. Er unterstrich seine Entschlossenheit, indem er über den Kopf der zuständigen Befehlshaber Heinrici und Busse hinweg anordnete, das LVI. Panzerkorps unter General Weidling, das seit der Schlacht um die Seelower Höhen in schwere Abwehrkämpfe verwickelt war, nach Berlin zu verlegen.

Unmittelbar nachdem Hitler die Konferenz aufgehoben hatte, verabschiedete sich Göring. Bleich und schwitzend sprach er von «dringendsten Aufgaben in Süddeutschland». Aber Hitler starrte wortlos an ihm vorbei, als durchschaue er, wie seit langem schon, die unwürdigen Rechnereien des Mannes, der sein Stellvertreter war. Anschliessend begab er sich in Begleitung von Goebbels, Himmler, Speer und Bormann in den Garten hinter der Reichskanzlei.

Nahe dem Ausgang, vor dem kraterübersäten Gelände mit den umgestürzten oder in halber Höhe weggebrochenen Baumstümpfen, hatte eine späte Gratulantenschar Aufstellung genommen: eine Abordnung der abgekämpften SS-Division «Frundsberg» und der Kurland-Armee sowie eine Anzahl von Hitlerjungen aus einer «Panzer-Vernichtungseinheit». Mit gebeugtem Rücken und wie verkrochen in seinen Mantel schritt Hitler die Reihen ab und gab jedem der angetretenen Soldaten die Hand. Dann ging er zu den Hitlerjungen hinüber, tätschelte den einen oder anderen und dekorierte sie. Unter Aufbietung seiner ganzen Kraft brachte er schliesslich ein paar Sätze hervor und dass die Schlacht um Berlin unter allen Umständen gewonnen werden müsse. Am Ende rief er mit müder Stimme: «Heil euch!» Doch niemand antwortete. «Nur in der Ferne», vermerkt der Bericht des Reichsjugendführers Artur Axmann, «hörte man das Grollen der Front, kaum noch dreissig Kilometer entfernt.»



Im Verlauf seines sechsfundzigsten Geburtstags am 20. April 1945 begrüßte Hitler in Berlin eingesetzte Hitlerjungen und dekorierte einige von ihnen. Nach kurzer Ansprache rief er unter dem Donnerrollen der Geschütze mit müder Stimme: «Heil euch!» Doch niemand antwortete.

Als Hitler in den Bunker zurückkam, begann der grosse Exodus. In langer Reihe drängten Minister und Parteiobere herzu, sagten ein paar verlegene oder gepresste Abschiedsworte und machten sich, gefolgt von endlosen Lastwagenkolonnen, davon. Hitler habe «tief enttäuscht, ja erschüttert lediglich mit dem Kopf genickt», hat einer seiner Adjutanten berichtet, und «wortlos» die Männer ziehen lassen, «die er einst mächtig gemacht hatte».

Während die einen das Weite suchten, rückten andere, begleitet von den «heissen Wünschen» der Bevölkerung, wie es hiess, an die Front. Gegen zehn Uhr abends eröffnete Hitler seinen engeren Mitarbeitern, dass er seinen Stab «aufzulockern» gedenke, und schickte zwei seiner Sekretärinnen, mehrere Adjutanten, die Stenografen sowie seinen Leibarzt Dr. Morell nach Süddeutschland. Vielleicht werde er nachkommen, setzte er beim Auseinandergehen hinzu. Und zu Morell sagte er: «Mir können keine Drogen mehr helfen.» Dann zog er sich, früher als üblich, in seine Räume zurück. Einige der Verbliebenen gingen daraufhin zusammen mit Eva Braun und Bormann in die halbwegs leergeräumte Führerwohnung in der Neuen Reichskanzlei zu einer kleinen Nachfeier hinüber. Sie liessen Getränke kommen, versuchten die Gespensterwelt des Bunkers zu vergessen und tanzten ein ums andere Mal nach der Melodie der einzig aufgefundenen Schallplatte, die von «Blutroten Rosen» erzählte und vom kommenden Glück. Dann trieben nahe Artillerieeinschläge sie in den Bunker zurück.

Kaum hatte sich herumgesprochen, dass der Weggang für die Regimespitzen freigegeben sei, belagerten Antragsteller von überall her das Kommandantenhaus nahe dem Berliner Schloss, das für die Passierscheine zuständig war. Über zweitausend Reisepapiere wurden innerhalb weniger Stunden ausgegeben, obwohl Goebbels angeordnet hatte, dass kein Mann, der eine Waffe tragen kann, die Stadt verlassen dürfe. Schon am Vormittag hatte sich der Staatssekretär Otto Meissner, der Chef der Präsidialkanzlei, telefonisch mit der Erklärung gemeldet, er habe sich im Interesse der Handlungsfreiheit seines Amtes nach Mecklenburg begeben, und Goebbels hatte geantwortet, er bedauere, sich nun seinen Wunsch aus zwölf langen Jahren nicht mehr erfüllen zu

können und ihm ins Gesicht zu spucken. In seiner am Vorabend über den Rundfunk verbreiteten Geburtstagsrede auf Hitler hatte er versichert:

«Deutschland ist noch immer das Land der Treue. Sie soll in der Gefahr ihren schönsten Triumph feiern. Niemals wird die Geschichte über diese Zeit berichten können, dass ein Volk seinen Führer oder dass ein Führer sein Volk verliess. Das aber ist der Sieg!» Gott werde «Luzifer, wie so oft schon, wenn er vor den Toren der Macht über alle Völker stand, wieder in den Abgrund zurückschleudern, aus dem er gekommen ist». Nicht die Unterwelt werde diesen Erdteil beherrschen, war er fortgefahren, «sondern Ordnung, Frieden und Wohlstand». Niemand anders als der Führer sei «der Kern des Widerstandes gegen den Weltzerfall». Und mit der aufputschenden Vehemenz, über die er gebot, forderte er zwei Tage später in seinem letzten Leitartikel für die Wochenzeitung «Das Reich» den «Widerstand um jeden Preis», auch, wie er schrieb, «von Knaben und Mädchen», die den Ansturm Asiens «mit Handgranaten und Tellerminen bewerfen ..., aus Fenstern und Kellerlöchern schießen und dabei die Gefahr, unter der sie kämpfen, für nichts achten».

Am folgenden Morgen wurde Hitler bereits gegen halb zehn Uhr, annähernd zwei Stunden früher als üblich, aus dem Schlaf geholt. Russische Artillerie, teilte man ihm mit, schiesse in die Innenstadt, und etwas später stellte sich heraus, dass Granaten in dichter Folge am Brandenburger Tor, am Reichstag und bis hin zum Bahnhof Friedrichstrasse eingeschlagen waren. Als Hitler kurz darauf unrasiert und sichtlich verstört ins Vorzimmer kam, war seine erste Frage: «Was ist los? Woher kommt diese Schiesserei?» Auf die Erklärung Burgdorfs hin, dass das Zentrum offenbar aus einer

Stellung nordöstlich von Zossen unter Beschuss genommen werde, wurde Hitler bleich: «Sind die Russen schon so nah?» Dann liess er sich mit General Koller, dem Stabschef der Luftwaffe, verbinden. In einer Aufzeichnung Kollers heisst es:

«Am frühen Morgen ruft Hitler an. «Wissen Sie, dass Berlin unter Artilleriefeuer liegt? Das Stadtzentrum – ‚Nein!‘ – «Hören Sie das nicht?» – «Nein! Ich bin in Wildpark-Werder.» Hitler: «Starke Aufregung in der Stadt über Artillerie-Fernfeuer. Es soll eine Eisenbahnatterie schweren Kalibers sein. Die Russen sollen eine Eisenbahnbrücke über die Oder haben. Die Luftwaffe hat die Batterie sofort auszumachen und zu bekämpfen.» Ich: «Der Feind hat keine Eisenbahnbrücke über die Oder. Vielleicht hat er eine schwere deutsche Batterie nehmen und herumschwenken können. Wahrscheinlich aber handelt es sich um mittlere Kanonen des russischen Feldheers, mit denen der Feind bereits in die Stadtmitte reichen muss.» Längere Debatte, ob Eisenbahnbrücke über die Oder, ob nicht und ob die Artillerie des russischen Feldheers bis zum Zentrum von Berlin schiessen kann ... Hitler bleibt dabei, dass ich die Batterie sofort festzustellen und zu bekämpfen habe. In zehn Minuten will er sicher wissen, wo die Batterie steht...»

«Ich rufe», fährt Kollers Aufzeichnung fort, «den Divisionsgefechtsstand der Flak auf dem Zoobunker an. Meine Anfrage ergibt, dass es sich nur um ein Kaliber von 10 bis 12 Zentimetern handelt. Die feuernde russische Batterie ist am Morgen bei Marzahn, von der Flak beobachtet, in Stellung gegangen, Entfernung bis zum Stadtkern etwa 12 Kilometer ... Hitler nimmt meine fernmündliche Meldung dieses Tatbestandes ungläubig auf.»

Nicht ohne Grund ist Kollers Gesprächsnotiz als charak-

teristisch für Hitlers Voreingenommenheit im Umgang mit der Generalität sowie mit der Wirklichkeit überhaupt angesehen worden, für die illusionäre Laune, mit der er, ohne Kenntnis der Einzelheiten, von einem «Fernfeuer» spricht und aus dem Stegreif Eisenbahnbrücken oder Brücken über die Oder erfindet. Mehr noch als seinen unzureichenden oder nach Gutdünken verbogenen Informationsstand offenbaren seine Äußerungen jedoch das Führungsdurcheinander im Hauptquartier. Kollers Niederschrift vom 21. April fährt fort:

«Bald darauf wieder Hitler persönlich am Apparat. Er will genaue Zahlen über den laufenden Flugzeugeinsatz südlich Berlin. Ich erwidere, derartige Anfragen könnten, weil die Nachrichtenverbindungen zur Truppe nicht mehr so einwandfrei funktionierten, nicht auf Anhieb erledigt werden. Man müsse sich mit den laufenden Morgen- und Abendmeldungen, die automatisch eingingen, begnügen; darauf ist er sehr erbost.»

Wenig später sei Hitler neuerlich am Telefon gewesen, heisst es dann mehrfach. Einmal habe er etwas über die bei Prag stationierten Strahlflugzeuge wissen wollen, dann über die «Privatarmee», die Göring angeblich unterhält, oder er verweist auf ein Schreiben des Industriellen Hermann Röchling und schreit, wie Koller festhält, unvermittelt los: «Man müsste die ganze Luftwaffenführung sofort aufhängen!» Und so unausgesetzt weiter: Anfragen, Befehle, Widerrufes und zwischendurch kurze Lagevorträge: «Da kann der Satan draus schlau werden», machte sich der verwirrte General in einem Seufzer Luft.

Um einigen Überblick zurückzugewinnen, versuchte Koller, mit Krebs Verbindung aufzunehmen. Als er den General nach langen, vergeblichen Bemühungen nachts um halb elf

Uhr erreicht und vor allem um Aufklärung über einen von Hitler erwähnten, ihm aber bis dahin nicht bekannten Entlastungsangriff des SS-Generals Steiner bittet, schaltet sich überraschend Hitler ein. «Plötzlich», vermerkt Koller, «tönt am Apparat seine erregte Stimme: ‚Haben Sie noch Zweifel an meinem Befehl? Ich glaube, ich habe mich klar genug ausgedrückt. Alle Kräfte der Luftwaffe im Nordraum, die für den Einsatz auf der Erde verfügbar gemacht werden können, müssen sofort Steiner zugeführt werden. Jeder, der Kräfte zurückhält, hat binnen fünf Stunden sein Leben verwirkt. Sie selbst haften mir mit Ihrem Kopf.‘»

Etwas später empört sich Hitler, dass zum Lagevortrag eines Offiziers keiner der erst Stunden zuvor von ihm selber freigestellten Stenografen erschienen ist, und wie stets in den Entzauberungsschlägen seines Lebens entschlüsselt sich für ihn, was immer geschieht, in dem einen Wort: «Verrat!» Als zu noch weiter vorgerückter Nachtzeit Walter Hewel, der «Ständige Beauftragte des Aussenministers beim Führer», den Hitler auch persönlich überaus schätzte, nach letzten Anweisungen fragt und daran erinnert, dass dies der sichtlich äusserste Augenblick für eine politische Initiative sei, erhebt sich Hitler und sagt «mit leiser, völlig veränderter Stimme, während er langsam, müde und schleppend den Raum verliess: «Politik? Ich mache keine Politik mehr. Das widert mich so an. Wenn ich tot bin, werdet ihr noch genug Politik machen müssen.»

Die Nerven hielten nun nicht länger stand, und zusehends häufiger brach der Damm aus Unnachgiebigkeit und falscher Siegeszuversicht. Im Verlauf der letzten Pressekonferenz, die Goebbels in seiner Residenz hinter mit Pappe vernagelten Fenstern und bei Kerzenlicht abhielt, häufte er alle Schuld für das Scheitern der grossen Vorhaben auf das



Marschall Iwan Stepanowitsch Konjew,
Schukows Rivale bei der Eroberung Berlins.

Offizierskorps und die «Reaktion», mit der sie sich notgedrungen hätten verbünden müssen. Ein ums andere Mal, erklärte er in langwierigen Ausführungen, von der schon im Frieden vernachlässigten Rüstung und den Fehlentscheidungen während der Feldzüge gegen Frankreich und gegen die Sowjetunion, über das Versagen während der alliierten Invasion bis hin zum 20. Juli, habe die alte Kaste immer nur «Verrat» geübt.

Als einer seiner Beamten, der Ministerialdirigent Hans Fritzsche, einwarf, man dürfe aber die Treue, den Glauben und die Opferbereitschaft des Volkes nicht ausser acht las-

sen, brach es aus dem sonst immer berechnend formulierenden Minister heraus, dass auch das Volk versagt habe. «Was fange ich mit einem Volk an», empörte er sich, «dessen Männer nicht einmal mehr kämpfen, wenn ihre Frauen vergewaltigt werden!?» Im Osten, rief er mit «zornrotem Gesicht», laufe es davon, und im Westen empfange es den Feind mit weissen Fahnen. Er könne kein Mitgefühl empfinden, zumal das Volk dieses Schicksal selbst gewählt habe. Bei der Abstimmung über Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund 1933 habe es sich in freier Wahl gegen eine Politik der Unterwerfung und für eine Politik des Wagnisses entschieden. Dieses Wagnis sei eben missglückt. Und sich von seinem Platz erhebend, fügte er hinzu: «Ja, das mag für manche Leute eine Überraschung sein ... Geben Sie sich keinen Illusionen hin! Ich habe ja niemanden gezwungen, mein Mitarbeiter zu sein, so, wie wir auch das deutsche Volk nicht gezwungen haben. Es hat uns selbst beauftragt... Jetzt wird Ihnen das Hälschen durchgeschnitten!» Und im Abgehen, schon fast an der Tür, drehte er sich noch einmal um und schrie in den Saal: «Aber wenn wir abtreten, dann soll der Erdkreis erzittern!»

Inzwischen war im Bunker die Nachricht eingetroffen, dass neben Marschall Schukow im Mittelabschnitt und Marschall Konjew im Süden auch die 2. Weissrussische Front unter Marschall Konstantin K. Rokossowski bei Stettin die deutschen Linien durchbrochen habe und auf Berlin vorstosse. Bezeichnenderweise entschloss sich Hitler daraufhin nicht, alle verfügbaren Kräfte auf den Verteidigungsring um die Hauptstadt zurückzunehmen. Vielmehr erfasste er auch diesen Durchbruch als Gelegenheit zu einem mit aller

Wucht geführten Gegenangriff. Die Truppen dafür entnahm er einem Fähnchen auf der Lagekarte, das in der Gegend von Eberswalde steckte und den Vermerk «Gruppe Steiner» trug. Zusammen mit der 9. Armee General Busses sollte sich in aller Eile ein Verband unter dem SS-General Felix Steiner neu formieren, die sowjetische Angriffsflanke im Südosten durchbrechen und die vor der Hauptstadt verlaufende, brüchig gewordene Front bis hin nach Cottbus wiederherstellen. «Ein Ausweichen nach Westen», mahnte Hitler, «ist für alle ausdrücklich verboten. Offiziere, die sich dieser Anordnung nicht bedingungslos fügen, sind festzunehmen und augenblicklich zu erschiessen. Sie selbst», sagte er zu Steiner, «mache ich mit Ihrem Kopf für die Durchführung dieses Befehls verantwortlich.»

Die Schwierigkeit war, dass Busses Armee nur noch aus versprengten Haufen bestand, die sich verzweifelt gegen die unmittelbar drohende Einschliessung wehrten, während eine Gruppe Steiner überhaupt nicht existierte. Zwar lagen für die Aufstellung des Verbandes alle möglichen, mit äusserstem Nachdruck erteilten Befehle vor, doch waren sie teils widersprüchlich, teils angesichts des herrschenden Durcheinanders im Frontgebiet unausführbar. Zudem hatte man es versäumt, den zuständigen Oberbefehlshaber, General Heinrici, darüber zu unterrichten, der sich, als er jetzt davon erfuhr, mit Krebs verbinden liess.

Die Operation Steiner, trug Heinrici vor, sei ganz und gar aussichtslos und gefährde seine Einheiten; er bestehe darauf, dass zumindest die von der Einkesselung bedrohte 9. Armee zurückgenommen werde, und bot für den Fall, dass seiner Forderung nicht entsprochen werden könne, seinen Rücktritt an: Lieber, sagte er, kämpfe er als einfacher Volkssturmmann, als dass er einen Befehl befolge, der nur

auf die sinnlose Opferung von Menschenleben hinauslaufe. Aber Krebs blieb uneinsichtig, und selbst der Hinweis auf die Verantwortung, die sie beide für die Truppe trügen, richtete nichts aus. «Diese Verantwortung», belehrte Krebs den Anrufer, «trägt der Führer.»

Wieviel zutreffender Heinrici die Lage überblickte, zeigte sich bereits am folgenden Tag, als er zusammen mit dem Chef des Wehrmachtführungsstabs, Generaloberst Alfred Jodl, im Gefechtsstand Steiners erschien. Noch vor Beginn der Erörterungen, was allenfalls zu tun sei, stellte der SS-General seinen Besuchern die Frage: «Hat einer von Ihnen meine Einheiten gesehen?» Am Ende der Unterredung erwähnte Heinrici Hitlers Angriffsbefehl mit dem an Steiner persönlich gerichteten Schlusssatz: «Von dem Erfolg Ihres Auftrags hängt das Schicksal der Reichshauptstadt ab!» Als Heinrici, offenbar unter Anspielung auf den hohen SS-Rang seines Gegenübers, hinzufügte: «Sie müssen angreifen, Steiner – Ihrem Führer zuliebe!», starrte dieser ihn einen Augenblick lang fassungslos an und brauste dann auf: «Er ist doch auch Ihr Führer!»

Die Konfusion wuchs mit jeder Stunde. Am Morgen des 22. April sah sich der erst Ende Februar ernannte Stadtkommandant Generalleutnant Hellmuth Reymann, dem Hitler und vor allem Goebbels mehrfach mangelnde Entschiedenheit vorgeworfen hatten, abgelöst. Zu seinem Nachfolger wurde der bis dahin als NS-Führungsoffizier zur Schulung und ideologischen Überwachung der Truppe eingesetzte Oberst Ernst Kaether ernannt und ausserplanmässig um gleich zwei Rangstufen zum Generalleutnant befördert. Als Kaether den Rest des Tages damit zubrachte, aller Welt die ehrenvolle Berufung mitzuteilen, und jedenfalls den hohen Erwartungen nicht gerecht wurde, die in ihn gesetzt worden



General Helmuth Weidling hatte schon an der Schlacht um die Seelower Höhen teilgenommen. Am 22. April ordnete Hitler an, ihn wegen einer Eigenmächtigkeit erschiessen zu lassen, ernannte ihn aber schon tags darauf zum Kommandanten des Verteidigungsbereichs Berlin.

waren, sah er sich bereits am Abend seines Postens enthoben und zum Oberst zurückgestuft.

Zur gleichen Zeit machte das Gerücht die Runde, dass General Weidling seinen Gefechtsstand vom Südosten Berlins nach Döberitz im Westen der Stadt verlegt habe. Als Busse und Hitler von der Eigenmächtigkeit des Generals erfuhr, ordneten sie unabhängig voneinander an, Weidling auf der Stelle abzulösen, vor das nächstgelegene Kriegsgericht zu stellen und zu erschiessen. Statt aber klein beizugeben, hatte sich der General kurzerhand zum Bunker unter der Reichskanzlei begeben. Schon auf einem der unterirdi-

sehen Gänge war er Krebs und Burgdorf begegnet und hatte sie zur Rede gestellt, warum er erschossen werden solle. Nachdem er die Lage in seinem Frontabschnitt beschrieben und vor allem nachgewiesen hatte, dass sich sein Gefechtsstand nach wie vor im Südosten Berlins, «nur ein bis zwei Kilometer von der vordersten Kampflinie entfernt», befinde, wurden beide Generale «bedeutend liebenswürdiger» und geleiteten ihn kurz darauf zu Hitler in den Tiefbunker.

Mit «aufgedunsenem Gesicht» und den «Augen eines Fieberkranken» habe Hitler ihn empfangen, hat Weidling sich erinnert und, als sie Platz genommen hatten, entsetzt beobachtet, dass das linke Bein des Führers sogar beim Sitzen «in unaufhörlicher Bewegung (war) wie ein Uhrpendel, nur etwas schneller». Kaum hatte Weidling die Kräfteverhältnisse in seinem Abwehrbereich geschildert, habe Hitler zu reden begonnen, geht der Bericht weiter. Mit zunehmend «grösserem Erstaunen» sei er den Ausführungen über die Verteidigung Berlins gefolgt, darüber, wie die russischen Kräfte zunächst im Süden der Stadt «zerschlagen» und anschliessend von Steiner, Busse und weiteren inzwischen frei gewordenen Einheiten zum Kampf gestellt und «vernichtet» würden. Gleichzeitig würden «andere Kräfte» die Rote Armee im Norden binden und am Ende die einen im Zusammenwirken mit den anderen zur Entscheidungsschlacht antreten. Noch vom Bunker aus unterrichtete Weidling seinen Stab über den Verlauf der Unterredung und gab einige taktische Anweisungen durch. Aber am folgenden Tag richtete Krebs dem bestürzten General aus, dass Hitler ihn «zum Kommandanten des Verteidigungsbereichs Berlin» ernannt habe. «Es wäre besser, wenn Sie befohlen hätten, mich zu erschiessen», entgegnete Weidling trocken, «dann ginge dieser Kelch an mir vorüber.»

Die Überraschungen hatten damit kein Ende. In den Gesprächen der zurückliegenden Tage war verschiedentlich ein Name aufgetaucht, der im Gerede zunehmend an Gewicht gewonnen und alsbald die verstiegensten Hoffnungen geweckt hatte. Am frühen Nachmittag meldete sich General Krebs bei Heinrici und unterrichtete ihn, dass die bei Magdeburg stationierte 12. Armee unter General Walter Wenck eine Kehrtwende vornehmen und unverzüglich auf Berlin marschieren werde; der Entschluss, hatte Krebs hinzugefügt, habe um so nähergelegen, als die amerikanischen Truppen die Elbe offenbar als Demarkationslinie betrachteten und keine Anstalten machten, den Fluss zu überqueren.

Da die 12. Armee zu einem erheblichen Teil aus front-erprobten, zudem durch frische Kräfte ergänzten Einheiten bestand, war die Zuversicht, die sich an ihren Einsatz knüpfte, nicht ganz grundlos. Doch in Rechnung zu stellen war auch, dass der noch in Aufstellung begriffene Verband über keinerlei Erfahrung im operativen Zusammenwirken verfügte. Bedenklicher noch und in der Fahnchenwelt des Bunkers unberücksichtigt oder gar verdrängt blieb, dass Wenck nicht einen einzigen Panzer zur Verfügung hatte, fast keine Flakabwehr gegen die feindliche Luftüberlegenheit besass und dass zwei fest zugesagte Divisionen bislang nicht eingetroffen waren und niemals bei ihm auftauchen würden. Hinzu kam, dass sich das Gebiet der 12. Armee binnen weniger Tage in eine riesige Karawanserei mit über einer halben Million Flüchtlingen verwandelt hatte, die von der Roten Armee bis an die Elbe getrieben, dann jedoch von den amerikanischen Truppen am anderen Flussufer aufgehalten worden waren. Sie bildeten, Tag für Tag durch endlos neu hinzuströmende Trecks vermehrt, eine Art Vorhut der Millionen, die in den folgenden Monaten vertrieben, in Lager

verbracht oder zur Zwangsarbeit nach Osten verschleppt wurden.

Aber Heinrici dachte nicht daran, Krebs auf die ungezählten Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, die jede operative Planung lähmten oder sogar verhinderten. Seine unter zunehmender Missachtung der Bunkerbefehle verfolgte Absicht ging seit einigen Tagen dahin, die Heeresgruppe im Norden wie im Süden an Berlin vorbeizuführen und der Stadt ein längst sinnlos gewordenes Schlachtendrama zu ersparen. Stattdessen sollten die Verbände so weit wie möglich zu den Linien von Engländern und Amerikanern durchstossen. Infolgedessen nutzte er die Nachricht, um General Busse anzuweisen, mit allen einsatzfähigen Kräften nach Westen durchzubrechen und Wenck entgegenzumarschieren. Als der führerfolgsame Busse Einwendungen erhob, erklärte Heinrici knapp, dies sei ein Befehl, und brach das Gespräch ab.

Nur der Wille hielt noch stand und die selbstbetrügerische Hoffnung auf das stündlich erwartete Zusammenbrechen der, wie Goebbels unablässig wiederholte, «perversen Koalition zwischen Plutokratie und Bolschewismus». Aller militärische Widerstand ziele auf einen Zeitgewinn von wenigen Tagen, wurde er nicht müde zu behaupten und sprach mit dem dreisten Schneid, auf den er sich soviel zugute hielt, von der unmittelbar bevorstehenden Gelegenheit, mit der russischen Seite gegen die Westalliierten «Kippe» zu machen. Doch in der Lagebesprechung vom 22. April zerstoßen auf einen Schlag die unausgesetzt gefertigten und zusehends mühsamer aufrechterhaltenen Trugbilder.

Die dramatische Konferenz begann am Nachmittag kurz

nach drei Uhr und zog sich bei ständigem Kommen und Gehen bis gegen acht Uhr abends hin. Noch die eröffnende Mitteilung, dass den Sowjets der Durchbruch auch im Norden der Oderfront gelungen sei, nahm Hitler mit scheinbar stoischem Gleichmut hin. Anschliessend trugen die Bericht-erstatte vor, dass der Gegner im Süden Zossen genommen habe und auf Stahnsdorf vorstosse, am nördlichen Stadtrand zwischen Frohnau und Pankow operiere und im Osten bis zur Linie Lichtenberg, Mahlsdorf, Karlshorst gelangt sei. In die entstandene Stille hinein fragte Hitler sodann nach der Gruppe Steiner. Als ihm nur hinhaltende oder widersprüchliche Auskünfte zuteil wurden und Krebs zuletzt eingestehen musste, dass der zur Schicksalswende erhobene Steiner-Angriff überhaupt nicht stattgefunden hatte, brach nach kurzem, benommenem Brüten der Sturm los.

In einem Ausbruch, wie ihn keiner der Anwesenden je erlebt hatte, fuhr Hitler plötzlich aus seinem Sessel hoch, warf die farbigen Stifte, die er während der Lagebesprechungen stets bei sich trug, mit einer zornigen Bewegung über den Tisch und begann zu schreien. Seine seit Wochen matte und tonlose Stimme gewann noch einmal etwas von ihrer einstigen Kraft. Nach Worten ringend, erhob er eine Art Generalanklage gegen die Welt, die Feigheit, Niedertracht und Treulosigkeit auf allen Seiten. Er schmähte die Generalität, die unausgesetzten Widerstände, mit denen er sich habe herum-schlagen müssen, seit Jahren sei er von Verrätern und Versagern umgeben. Während alle betroffen vor sich hin starrten, machte er sich mit fahrigem Bewegungen Platz und begann mit taumeligem Schritt den engen Raum auf- und abzuiaufen. Zwar versuchte er mehrfach, seine Fassung zurückzu-gewinnen, doch gleich darauf brach es wieder aus ihm heraus, ausser sich schlug er mit der Faust in die offene Hand,

während ihm Tränen über die Wangen liefen: Unter diesen Umständen, wiederholte er viele Male, könne er nicht länger führen, seine Befehle seien in den Wind gesprochen, er wisse nicht mehr weiter. «Der Krieg ist verloren!» rief er. «Aber wenn Sie, meine Herren, glauben, dass ich Berlin verlasse, irren Sie sich gewaltig! Eher jage ich mir eine Kugel durch den Kopf!» Als Jodl ans Telefon gerufen wurde, schickte Hitler die Konferenzteilnehmer aus dem Raum und bat nur Keitel, Krebs und Burgdorf zu bleiben.

Von dem Lärm aufgeschreckt, waren draussen, in den Räumen bis hin zum Fuss der Treppe, die Bunkerinsassen zusammengelaufen. Während sie noch herumstanden, ihre Beobachtungen austauschten und dann und wann, wenn der Raum unter einem nahen Granateneinschlag erzitterte, besorgt verstummten, kam plötzlich Hitler aus dem Konferenzzimmer und bahnte sich ohne einen Blick nach rechts oder links, gebückt und bleich, wie es in dem Bericht eines Augenzeugen heisst, den Weg in seine privaten Räume. Im entstandenen Durcheinander lief Bormann von einem zum anderen und wiederholte fassungslos: «Das kann der Führer nicht im Ernst gesagt haben, dass er sich erschiessen will!», während Keitel jeden Anwesenden aufforderte: «Wir müssen den Führer davon abhalten!»

Als sich der Sturm gelegt hatte, bat Hitler einige der Beteiligten zu Einzelgesprächen, Keitel, Dönitz, Krebs und Burgdorf sowie Hermann Fegelein. Gegen fünf Uhr liess er Goebbels rufen, dem Bormann gerade noch die Bitte mitgeben konnte, den Führer unter allen Umständen zum Rückzug in die Alpenfestung zu bewegen. Doch Goebbels tat, als überhöre er das Ansinnen der «GPU-Typen». Einiges spricht sogar dafür, dass sein Angebot, gemeinsam mit dem Führer in den Tod zu gehen, jetzt erst den noch immer wankelmütigen



«Die Armee Wenck kommt!» war die von den Propagandafachleuten des Regimes ausgestreute Hoffnungsparole der letzten Kriegstage. Doch misslang Generalleutnant Walter Wenck schon die Aufstellung einer schlagkräftigen Streitmacht, und die Verbände, mit denen er zum Entsatz der Hauptstadt vorstieß, blieben Ende April bei Ferch im Südwesten Berlins stecken.

Hitler endgültig dazu brachte, in Berlin zu bleiben. Jedenfalls begab sich Goebbels unmittelbar nach der Unterredung in das gegenüberliegende Büro und teilte der Sekretärin Frau Junge mit, dass seine Frau und seine sechs Kinder noch am gleichen Tag in den Bunker umziehen würden. Kälter und nüchterner als in seinen Siegesparolen, liess er zugleich ausrichten, dass jedes Kind nur ein Spielzeug mitnehmen dürfe und ohne viel Nachtkleidung herüberkommen

solle, da dergleichen jetzt «nicht mehr nötig» sei. Einige Zeit darauf kehrte Hitler mit augenscheinlich wiedergewonnener Fassung in das Konferenzzimmer zurück. Das Ende sei jetzt da, erklärte er, er habe keine Hoffnung mehr. Und als nahezu alle Anwesenden widersprachen und auf die noch immer verfügbaren Einheiten hinwiesen, auf die bereits anrückende Armee Wenck, auf Busse und nicht zuletzt auf die im Raum Dresden operierende Heeresgruppe unter dem treuen Feldmarschall Ferdinand Schörner, entgegnete Hitler mit einem Achselzucken: «Tun Sie, was Sie wollen! Ich habe keine Befehle mehr.»

Es entstand eine längere Pause. Dann setzte Hitler hinzu, er werde den Tod in der Reichshauptstadt erwarten, er lasse sich nicht weiterschleppen und hätte bereits das Hauptquartier im ostpreussischen Rastenburg nie verlassen dürfen. Alle Einwendungen wies er zurück, auch ein telefonischer Überredungsversuch Himmlers blieb ohne Erfolg, und Ribbentrops Bitte um Anhörung schlug er ohne viel Aufhebens rundheraus ab. Er werde, entgegen seiner früheren Absicht, den Russen nicht mit der Waffe in der Hand entgegentreten, sagte er, schon um der Gefahr zu entgehen, verwundet in Feindeshand zu fallen. Auch sei er körperlich nicht in der Lage zu kämpfen. Aber erfasst vom Pathos der Stunde, entfuhr ihm die Formulierung, er werde auf den Stufen der Reichskanzlei fallen, und betört von dem ebenso dramatischen wie sakrilegischen Bild wiederholte er die Worte mehrere Male. Um sich selber jeden Rückweg abzuschneiden, diktierte er sogleich eine Verlautbarung, wonach er in Berlin bleiben und persönlich die Verteidigung der Stadt übernehmen werde.

Dann zog er sich mit Keitel, Jodl, Goebbels und wenigen anderen erneut in seine Räume zurück. Er liess seinen Ad-



SS-General Wilhelm Mohnke, am 22. April von Hitler zum Kampfkommandanten des Verteidigungsbereichs «Zitadelle» (Reichskanzlei und Regierungsviertel) ernannt.

jutanten Julius Schaub kommen und trug ihm auf, die im Tresor am Fussende seines Bettes oder wo immer sonst verwahrten persönlichen Papiere in den Garten zu schaffen und dort zu verbrennen. Angesichts der beunruhigenden Meldungen über die von allen Seiten zum Angriff auf das Zentrum vorrückenden Sowjettruppen ernannte er den vielfach ausgezeichneten SS-Brigadeführer Wilhelm Mohnke, der seit 1933 zur «Leibstandarte» gehörte, zum Kampfkommandanten des innersten Verteidigungsbezirks «Zitadelle». Er unterstellte Mohnke seinem persönlichen Befehl

und übergab ihm das Kommando über die annähernd vier-tausend in der Stadt befindlichen SS-Leute sowie einige klei-nere Einheiten der drei Wehrmachtsteile und der Hitlerju-gend. Anschliessend forderte er Keitel und Jodl auf, mit ih-ren Stäben nach Berchtesgaden zu gehen und gemeinsam mit Göring die notwendigen Entscheidungen zu treffen. Als einer der Anwesenden einwarf, dass kein Soldat unter dem Reichsmarschall kämpfen werde, entgegnete Hitler: «Was heisst kämpfen! Da ist nicht mehr viel zu kämpfen, und wenn's aufs Verhandeln ankommt – das kann der Reichs-marschall besser als ich.»

Am Ende, als alle erschöpft und ratlos herumsassen, un-ternahm Keitel noch einmal einen Versuch, Hitler umzu-stimmen. Er könne zum ersten Mal, sagte er, einen Befehl des Führers nicht befolgen und weigere sich, nach Berchtes-gaden zu gehen. Aber Hitler erwiderte nur, er werde Berlin «nie verlassen – nie!» Auf Keitels neuerlichen Widerspruch kam es zu einem kurzen, scharfen Wortwechsel, den Hitler mit dem Bemerken beendete, er lehne es ab, den Feldmar-schall weiter anzuhören. Doch als Keitel fortfuhr, der Füh-rer dürfe die Wehrmacht nicht im Stich lassen, wies Hitler ihm beleidigt die Tür. Im Abgehen wandte sich Keitel an Jodl und sagte mit halber Stimme: «Das ist der Zusammen-bruch!»

Noch in der Nacht begab sich Keitel in den Gefechtsstand der 12. Armee, der in der Oberförsterei «Alte Hölle» bei Wiesenburg, einige sechzig Kilometer östlich von Magde-burg, Quartier bezogen hatte. Schon als der Chef des OKW den Raum betrat, fand Wenck alle Vorbehalte des Truppen-führers gegen den Stabsoffizier bestätigt. Denn Keitel war in gleichsam grosser Aufmachung mit Gefolge erschienen und kam, kaum dass er den Marschallstab salutierend an den



Das vermutlich letzte Foto Hitlers. Zusammen mit seinem langjährigen SS-Adjutanten Julius Schaub steht er Ende April an einem Ausgang der zerstörten Reichskanzlei.

Mützenrand gehoben hatte, sogleich zur Sache: «Befreien Sie Berlin!» sagte er. «Machen Sie mit allen verfügbaren Kräften kehrt! Vereinigen Sie sich mit der 9. Armee. Hauen Sie den Führer raus! Sie, Wenck, haben es in der Hand, Deutschland zu retten!»

Wenck wusste, dass jeder Widerspruch so sinnlos wie zeitvergeudend war, und äusserte zu allen Anweisungen nur, er werde natürlich tun, was der Feldmarschall befehle. Doch als Keitel gegen drei Uhr morgens abgefahren war, rief

er seinen Stab zusammen und erklärte, man werde entgegen den Befehlen nicht mit allen Kräften auf Berlin vorstossen, sondern den Versuch unternehmen, so nah wie möglich an die 9. Armee heranzukommen. Die Aufgabe laute, einen langgestreckten Fluchtweg nach Westen herzustellen und offenzuhalten. Zu Hitler fügte er lediglich den Satz hinzu, «dass das Schicksal eines Einzelnen jetzt nicht mehr von Bedeutung» sei.

Die niederschmetternde Nachricht über die Konferenz vom 22. April verbreitete sich in Windeseile. Hewel unterrichtete Ribbentrop, Jodl General Koller, Generalmajor Christian den Reichsmarschall in Berchtesgaden, und Fegelein liess sich mit Heinrich Himmler in dessen neuem, unweit von Berlin gelegenen Hauptquartier in Hohenlychen verbinden. Der Reichsführer-SS, der seit langem dabei war, die Ausgangsposition für den erwarteten Machtkampf um die Nachfolge Hitlers zu beziehen, sah die Stunde der Entscheidung herangekommen: Fegeleins Bericht lief auf nichts anderes als die Abdankung des «Führers» hinaus. In seiner dienstbaren Enge zögerte er jedoch trotz allen Drängens der Berater auch jetzt noch, diesen Anspruch öffentlich zu machen, zumal sein Ansehen bei Hitler tief abgestürzt war. Immerhin sah er sich ermutigt, nach verschiedenen Seiten Fühlung zu einem Treffen mit General Eisenhower aufzunehmen. Seine Absicht sei es, liess er verlauten, den amerikanischen Oberkommandierenden davon zu überzeugen, dass er sich mit seiner SS nützlich machen könne; er wolle nicht nur eine Waffenruhe im Westen erreichen, sondern vor allem amerikanisches Kriegsmaterial für den augenblicklich aufzunehmenden Kampf gegen die Rote Armee erhalten: «Dann schaffe ich es noch», erklärte er seiner Umgebung und stellte bereits Überlegungen an, ob eine Verbeugung

oder ein Händedruck angemessen sei, wenn er mit Eisenhower zusammentreffe. Im Bewusstsein des grossen staatsmännischen Spiels, das er begann, setzte er mit kaum verhohlener Geringschätzung hinzu: «In Berlin sind alle verrückt geworden!» Was er nicht zu erkennen vermochte, war, dass für Hohenlychen nichts anderes galt.

VIERTES KAPITEL

Schlussstriche

In der Hauptstadt gingen die Dinge drunter und drüber. Jeden Morgen zogen hastig aufgebotene Notkommandos los und verstärkten die Strassensperren, schaufelten Panzergräben oder errichteten aus Brettern und Zement behelfsmässige Deckungen. Obwohl am Stadtrand überall Schilder aufgestellt waren, «Flüchtlingen ist der Aufenthalt in der Reichshauptstadt verboten!», zogen durch die noch offenen Strassen der Aussenbezirke endlose Trecks mit Pferden, Leiterwagen oder mitgeführtem Vieh und gerieten oftmals mitten in die Kampfzone. Die Bahnhöfe waren verstopft von liegengebliebenen Güterzügen mit Lebensmitteln, Nachschub und Verwundeten. Zwar hatten die Bombenangriffe seit der Annäherung der Roten Armee aufgehört. Aber noch immer lag die Stadt im Feuerschein, und auch das Gestöber von glühendem Staub und der Ascheteilchen, die unablässig durch die Luft rieselten und Fassaden, Bäume, Menschen mit einer kalkigen Schicht bedeckten, hielt weiterhin an. Unausgesetzt waren russische Tiefflieger über der Stadt. Selbst das seit Wochen entnervende Sirenengeheul ging weiter, nur zeigte es unterdessen durch einen schrillen Dauerton «Panzeralarm» an. Überall standen ausgebrannte oder wegen Treibstoffmangels verlassene Militärfahrzeuge herum. Die rings um die Stadt in Stellung gegangene sowjetische Artillerie erreichte seit kurzem alle

Stadtteile und schoss manche Strassenzüge Haus für Haus in Brand, ehe die Infanterie vorwärtsrückte. Sogar Ruinen fingen mitunter wieder Feuer, wie Aufzeichnungen aus jenen Wochen verwundert festhalten.

Mit jedem Tag stellten weitere Fabriken, Werkstätten und Versorgungsbetriebe die Arbeit ein. Oft gab es über Stunden weder Wasser noch Elektrizität, und auf die Verwendung von Kochstrom stand seit dem 22. April die Todesstrafe. Auf dem aufgeweichten Asphalt türmten sich Trümmer und Müll und verbreiteten zusammen mit dem allgegenwärtigen Geruch verbrannten Fleisches einen unerträglichen Gestank. Vor allem in den Bezirken der Innenstadt kamen die Menschen tagelang nicht aus den Kellern und U-Bahn-Schächten heraus. Einzelne, die es gleichwohl wagten, verhüllten die Gesichter gegen die beissenden Brand- und Phosphordämpfe mit angefeuchteten Tüchern. Die Mühen des blossen Überlebens endeten nicht. Die letzten Zeitungen sowie die Bekanntmachungen an den Anschlagssäulen enthielten grelle Mischungen aus Siegespalaver und Drohungen, verbunden mit oftmals bizarren Ratschlägen, wie den unermesslichen Fährnissen des Alltags zu begegnen sei. Zur «Verbesserung der Eiweissgrundlage», lautete eine dieser Empfehlungen, solle die Bevölkerung an den zahlreichen Gewässern der Stadt auf Froschfang gehen, der sich am besten durch «bunte Stofflappen» bewerkstelligen lasse, die «durch das flache Wasser in Ufernähe entlanggezogen» werden müssten.

Es fehlte an allem. Die Volkssturmaufgebote, die sich an den Sammelplätzen einfanden, sahen sich mit Bussen und Strassenbahnen, soweit sie noch verkehrten, an die Front geschafft. Da die Russen bereits ziemlich frühzeitig drei im äusseren Stadtbereich gelegene Waffen- oder Munitionsdepots

erobert hatten und für die Versorgung aus den innerstädtischen Lagern im Grünewald oder im Tiergarten die Transportmittel fehlten, zog bald mehr als die Hälfte der Verteidiger mit lediglich einer Armbinde und der Anweisung gegen den Feind, sich im Kampfgebiet bei Gefallenen und Verwundeten mit Karabinern oder Panzerfäusten zu versorgen. Ungeachtet aller solcher Mängel hatte Hitler inzwischen auch den Jahrgang 1929 zu den Waffen rufen lassen, die es nicht gab.

In der Gewissheit des Untergangs brach auch das lange hintangehaltene, vom justizförmigen Schein verdeckte Abrechnungsbedürfnis des Regimes offen hervor. Die Gefängnisse waren, zumal seit den grossangelegten Verhaftungsaktionen nach dem 20. Juli 1944, mit politischen Häftlingen überfüllt. In der ersten Aprilhälfte hatte Himmler angeordnet, dass keiner der Inhaftierten überleben dürfe, und damit den Todesapparat in allen noch von den eigenen Verbänden gehaltenen Gebieten in Gang gesetzt. Als bei der Annäherung der sowjetischen Vorhut das Gefängnis in der Lehrter Strasse aufgelöst wurde, entliess man einige weniger Belastete und versicherte den übrigen, sie würden vom Gestapo-Hauptquartier im Prinz-Albrecht-Palais aus auf freien Fuss gesetzt. Gegen ein Uhr nachts zog eine schwer bewaffnete SS-Begleitmannschaft mit den Häftlingen los, führte sie angeblich zur Abkürzung des Weges über ein nahe gelegenes Trümmergelände und brachte sie auf ein verabredetes Kommando hin durch Genickschuss um. Unter den Ermordeten befanden sich Klaus Bonhoeffer, Rüdiger Schleicher, Friedrich Justus Peres und Albrecht Haushofer.

Zur gleichen Zeit meldeten die Stimmungsberichte der Wehrmacht von überall her wachsende Depressionen und sprachen von einer ansteckenden Neigung zu Gesprächen,

wie dem Leben am sichersten ein Ende zu machen sei. Die Flakhelferin Inge Dombrowski, so wurde berichtet, bat ihren Kompanieführer, sie zu erschiessen. Der junge Oberleutnant entsprach nach hinhaltendem, gequältem Zögern ihrem Verlangen und brachte sich unmittelbar darauf selber um. Die Gerüchte über die grosse, vom «Führer» seit geraumer Zeit vorbereitete Offensive verstummten jetzt. An ihre Stelle trat das immer neu belebte Geraune über die, wie es hiess, dicht vor Potsdam angelangte, schon zum vernichtenden Schlag ausholende Armee Wenck. Zugleich war die Rede davon, dass die Amerikaner hinter der Elbe Luftlandetruppen zusammenzögen, um der Wehrmacht gegen die Rote Armee zu Hilfe zu kommen. Aber diese und andere allzu durchsichtigen Propagandaparolen fanden kaum noch Glauben. Der beissende Fatalismus, mit dem der Berliner Volkswitz sich seit Generationen durch die wiederkehrenden Lebensnöte manövriert hatte, reagierte auf das sichtlich näher rückende Ende mit dem Schlager «Davon geht die Welt nicht unter ...» Die Nachbarn piffen sich die Melodie auf der Strasse zu. Sie wurde ebenso zu einer Art Kennung wie beim Auseinandergehen die Formel «Bleiben Sie übrig!»

Die Auflösungserscheinungen griffen unterdessen auch auf die engste Umgebung Hitlers über. Als Albert Speer am frühen Abend des 23. April in den Bunker zurückkehrte, um sich, von «widerstreitenden Gefühlen» erfüllt, von Hitler zu verabschieden, nahm er auf Schritt und Tritt die kleinen, aber verräterischen Lockerungen wahr, die sich im Disziplinarischen eingestellt hatten: das Rauchen in den Vorräumen sowie die halbgeleerten Flaschen hier und da. Auch erhob

sich, wenn Hitler einen Kaum betrat, nur selten noch einer der Anwesenden, und kaum irgendwer liess sich, während er da vorüberging, im Gespräch unterbrechen.

Hitler selbst wirkte auf melancholische Weise gefasst und sprach vom Tod wie von einer Erlösung. Selbst als Speer mit dem Geständnis herausrückte, dass er seit Monaten gegen die ergangenen Zerstörungsbefehle gehandelt habe, fuhr Hitler wider Erwarten nicht auf. Vielmehr schien er, wie mehrfach im Verlauf ihrer Zusammenkunft, entlegenen Gedanken nachzuhängen, während seine Augen sich mit Tränen füllten. Als habe er damit schon zuviel von seinen Empfindungen erkennen lassen, verabschiedete er seinen späten Gast einige Stunden darauf mit geradezu herabsetzender Gleichgültigkeit und, wie Speer empfand, als gehöre er nun nicht mehr dazu. Auf dem Rückweg durch die ramponierten Hallen der Reichskanzlei, die er sechs Jahre zuvor als «erstes architektonisches Zeugnis des Grossdeutschen Reiches» errichtet hatte, ging ihm unwillkürlich auf, zu einem wieviel angemesseneren Abschluss sein Leben gelangt wäre, wenn Hitler, wie Speer zunächst erwartet hatte, ein Erschiessungskommando für ihn herbeibefohlen hätte.

Weniges konnte deutlicher machen, dass er doch noch dazugehörte. Denn es offenbarte die gleiche Denkart, die, von Hitler angefangen, alle die Goebbels, Krebs, Burgdorf und Mohnke mitsamt den Hundertschaften der «Leibstandarte Adolf Hitler» und den ungezählten weiteren kampfbesessenen Soldaten im eingeschlossenen Berlin dazu brachte, das Leben für nichts zu achten. Der britische Historiker A.J.P. Taylor hat es «ein grosses Geheimnis» genannt, dass so viele Deutsche kopflos und gleichsam über die zwölfte Stunde hinaus auf den Trümmern des dahingegangenen Reiches weiterkämpften. Da die Deutschen selber sich nicht erinner-



Die nicht endenden Mühen des blossen Überlebens: Die berühmte Aufnahme, entstanden nach einem alliierten Bombenangriff Ende 1943, hält die Dauertragödie vieler Einwohner Berlins wie in einer photographischen Metapher fest.

ten, fügte er mit einigermaßen ratlosem Sarkasmus hinzu, werde die Antwort darauf nie zu haben sein.

Es war aber nicht so, dass die Truppen des inneren Verteidigungsbereichs nur verzweifelt und gehorsam in den Tod

liefen. Vielmehr kann man ziemlich sicher sein, dass nicht wenige von ihnen sich im Schlachtgewühl der letzten Tage auf seltsam verworrene Weise entschädigt fühlten. Was dem Widerstand in ihren Augen über jede Vernunft hinaus zur Rechtfertigung verhalf, war nicht nur die tiefverankerte Vorstellung, dass alles wirklich Grosse in der Welt erst durch Tod und Untergang beglaubigt werde. Vielmehr fühlten sie sich auch zu handelnden Figuren im Schlussakt einer welthistorischen Tragödie berufen oder gar erhoben, und Tragödien solchen Ausmasses, hatten sie gelernt, verliehen selbst dem sinnlos Scheinenden einen höheren Sinn. Das Vernarrtsein in ausweglose Lagen gehörte lange schon zu den charakteristischen Zügen zumindest einer Spur des deutschen Denkens. Eine lange philosophische Tradition, die in zerwühlten Theorien den «weltgeschichtlichen Beruf der Deutschen zum Radikalismus» verkündet sowie einen «heroischen Pessimismus» als Erbteil zumal der germanischen Völker ausgemacht hatte, sah sich hier, von einer unübersehbaren Traktatliteratur zu kleiner Münze verarbeitet, vor hohe Bewährungen gestellt, und noch aus Heideggers «Mut zur Angst vor dem Nichts» liessen sich Gründe für den äussersten Widerstand herleiten.

Aus alledem zogen viele, die an den erbitterten, ungemein verlustreichen Kämpfen in den Ruinen und Kellern der verendenden Stadt beteiligt waren, Befriedigungen, denen nichts gleichkam. «Ein niemals zuvor erlebter nüchterner Elan», erinnerte sich ein deutscher Offizier, «eine unbeschreibbare Härte, Siegeszuversicht und Todesbereitschaft beherrschte unseren Kampf ... Mochte nun Schukow die Stadt selbst mit den Fäusten halten, es sollte ihn teuer zu stehen kommen, selbst wenn wir sie nur mehr mit Pistolen halten müssten.»

Hinzurechnen muss man, zumindest bei den Eliteverbänden nicht nur der SS, die ideologischen Überzeugungen sowie den Glauben an Hitler und seine Sendung. Sie alle waren auf verzweifelte Bewandnisse vorbereitet. Die Vorstellung, in einer Epoche von «Weltenbränden» mit tragischem Ausgang zu leben, gehörte sozusagen zu ihrer Grundausstattung. Zeit seiner Herrschaft hatte das Regime die grossen Stimmungsaufschwünge immer wieder durch willentlich eingeleitete, auf «Leben oder Tod» drängende Krisen herbeigeführt. Schon die Folge von Hitlers «Wochenendcoups» im Verlauf der dreissiger Jahre zählte dazu. Aber zur Übereinstimmung mit sich selber waren er und seine Gefolgsleute erst und insbesondere in den mit allem Pomp veranstalteten Todesfeiern während des Krieges gekommen: nach der Niederlage bei Stalingrad etwa mit der in eine Art Untergangsjubel ausbrechenden Rede Görings über die «Nibelungenhalle aus Feuer und Blut» oder dem von Goebbels inszenierten, «in einem Tohuwabohu von rasender Stimmung» endenden Aufruf zum totalen Krieg. Nirgendwo hatten die Machthaber das Land so heimisch zu machen versucht wie in der Nähe zu imaginierten oder tatsächlich drohenden Abgründen.

Schliesslich darfauch der Hinweis auf den Entzauberungsschock nicht fehlen, der zunehmend um sich griff. Jahr um Jahr, bis in die letzten Wochen, hatte der umsichtig errichtete Propagandatrug des Regimes die Bevölkerung über die Wirklichkeit des Krieges getäuscht und selbst die schwersten Rückschläge als Fallgruben für die lediglich numerisch überlegenen Gegner ausgegeben. Jetzt brach das System der Täuschungen unvermittelt zusammen, und wie immer, wenn die Schleier zerreißen und die Realität die Macht zurückerobert, breitete sich eine Stimmung selbstmörderi-

scher Lebensverachtung aus. Hinzu kam eine schwer beschreibbare Angst vor dem Racheverlangen der Roten Armee, in der sich althergebrachte Schreckensvorstellungen über den «barbarischen Osten», dunkle Ahnungen über das Wüten zahlreicher deutscher Verbände während des Feldzugs gegen die Sowjetunion sowie die Drohbilder der eigenen Propaganda zu Menetekeln verbanden, die unversehens alle Wände bedeckten.

Antreiber und zugleich Gefangener dieser Politik der äußersten Nervenspannungen war Hitler selber, und mitunter stellt sich der Eindruck ein, er habe das Jonglieren auf des Messers Schneide wie eine Droge benötigt. Die raschen Siege über Polen, Norwegen und Frankreich zu Beginn des Krieges hatten ihm nur flüchtige, alsbald schal schmeckende Befriedigungen gewährt, und womöglich war bei seinem Entschluss zum Feldzug gegen die Sowjetunion, den er noch in den Tagen des Triumphs über Frankreich fasste, auch das Verlangen im Spiel, das Schicksal endlich ernsthaft auf die Probe zu stellen. Jetzt war er gleichsam am Ziel. In den letzten Lagebesprechungen Ende April mit den unausgesetzt wiederholten, lediglich unterschiedlich begründeten Äusserungen, warum er, entgegen allen früheren Absichten, Berlin nicht verlassen und in der Reichskanzlei den Tod finden wolle, tritt dieses Motivgeflecht unübersehbar hervor.

Es waren, trotz oder dank der, wie es einmal heisst, «Tatarmeldungen», die unablässig über ihn hereinbrachen, komplexe Erfüllungsgefühle, die er empfand: noch einmal das Glück, mit dem Rücken zur Wand zu stehen. Im Verlauf einer der Konferenzen sprach Hitler mit kaum verhohlenem Überschwang von einem «ehrvollen Ende», das jeder Aussicht vorzuziehen sei, «in Schande und Unehre ein paar Monate oder Jahre weiterzuleben», feierte ein andermal das

eingeschlossene Regierungsviertel als die «letzte kleine Insel», die sich «heroisch» zur Wehr setze, oder versicherte der Runde um den Kartentisch, es sei «kein schlechter Abschluss eines Lebens, wenn man im Kampf für die Hauptstadt seines Reiches fällt». Die ganze Skala der Affekte mit dem Nebeneinander von Wahnwitz, Aufbegehren und Ergebung kommt in einer Zusammenfassung verschiedener Einwürfe im Verlauf der Lagebesprechung vom 25. April zum Vorschein:

«Es gibt für mich keinen Zweifel: Die Schlacht hat hier (in Berlin) einen Höhepunkt erreicht. Wenn es wirklich stimmt, dass in San Francisco unter den Alliierten Differenzen entstehen – und sie werden entstehen –, dann kann eine Wende nur eintreten, wenn ich dem bolschewistischen Koloss an einer Stelle einen Schlag versetze. Dann kommen die anderen vielleicht doch zu der Überzeugung, dass es nur einer sein kann, der dem bolschewistischen Koloss Einhalt zu gebieten in der Lage ist, und das bin ich und die Partei und der heutige deutsche Staat.»

«Wenn das Schicksal anders entscheidet», heisst es etwas später, «dann würde ich als rühmloser Flüchtling vom Parkett der Weltgeschichte verschwinden. Ich würde es aber für tausendmal feiger halten, am Obersalzberg einen Selbstmord zu begehen, als hier zu stehen und zu fallen. – Man soll nicht sagen: Sie als der Führer ...»

«Der Führer bin ich, solange ich wirklich führen kann. Führen kann ich nicht dadurch, dass ich mich irgendwo auf einen Berg setze ... Es ist für mich persönlich einfach unerträglich, andere Leute erschiessen zu lassen für Dinge, die ich selbst mache. Nur um einen Berghof allein zu verteidigen, dazu bin ich nicht auf die Welt gekommen.»

Wozu er auf die Welt gekommen und sogar zu einer historischen Mission berufen worden war, hat Hitler in einem Generalrückblick dargelegt, der das eigentlich politische Abschlussdokument seines Lebens ist. Den Berichten der engeren Umgebung zufolge hat er seit der Rückkehr nach Berlin viele Bunkerabende im Februar und später noch einmal im April mit Goebbels und Ley verbracht, mitunter war auch der Wirtschaftsminister Walther Funk hinzugezogen worden. In ausgedehnten Monologen hat er bei diesen Zusammenkünften eine Art Summe seines Daseins gezogen und dabei nicht nur die Voraussetzungen und Chancen seiner Politik überprüft, sondern auch die Irrtümer und Fehler benannt, die ihm unterlaufen waren. Anschliessend hat der eine oder andere aus der Runde der wie stets weitschweifigen und ungeordneten Wortflut Zusammenhang und Form gegeben.

An den Anfang seiner Überlegungen stellte Hitler das nie verwundene Scheitern seines «Königsgedankens» von einem deutsch-englischen Bündnis. Jahr um Jahr habe er das Empire umworben, führte er aus, und damit das gemeinsame Interesse im Sinn gehabt, Russland sowie die Vereinigten Staaten aus den Angelegenheiten der Alten Welt herauszuhalten; insofern sei kein anderer als er «Europas letzte Chance» gewesen. Statt dies zu erkennen, habe alle Welt sich über die Härten aufgehalten, die aus dieser Politik gefolgt seien. «Aber Europa», setzte er hinzu, «konnte nicht mit Charme und Überzeugungskunst erobert werden. Man musste es vergewaltigen, um es zu haben.» Dazu gehörte auch, die falschen, vom geschichtlichen Prozess überholten romanischen Weltmächte Frankreich und Italien zum Verzicht auf ihre unzeitgemässe Politik der Grösse zu zwingen.

Alles hing von England ab, und England, erklärte er, habe

sich ihm, geführt von kurzsichtigen und bornierten Politikern, immer wieder versagt. Wenn das Schicksal doch, klagte er, einem alternden und verkalkten England «einen zweiten Pitt» geschenkt hätte «anstelle dieses verjudeten halb-amerikanischen Trunkenboldes» Winston Churchill. Dann hätte sich das Inselreich mit ganzer Kraft der Erhaltung und dem Wohl des Empire widmen können, während Deutschland bei freiem Rücken seiner Bestimmung gefolgt wäre, «meinem Lebensziel und der Ursache für den Aufstieg des Nationalsozialismus: der Ausrottung des Bolschewismus».

Denn der Eroberungszug nach Osten war, wie er es sah, die Bestimmung der deutschen Politik von alters her, und der Verzicht darauf weit schlimmer als das niemals vermeidbare Risiko einer Niederlage: «(Wir) waren zum Krieg verurteilt», legte er dar. Zu seinem Unglück habe er ihn militärisch zu spät, psychologisch dagegen viel zu früh beginnen müssen. Denn das deutsche Volk sei zu dem grossen Schicksalskampf, der ihm aufgetragen war, noch lange nicht bereit gewesen: «Ich hätte zwanzig Jahre dazu gebraucht, eine neue nationalsozialistische Auslese heranreifen zu lassen.» Doch habe ihm dafür die Zeit gefehlt. Seit eh und je sei es die Tragik der Deutschen, «nie genügend Zeit (zu) haben». Alles andere folge daraus, auch der Mangel an innerer Balance. Inzwischen begreife er es als sein persönliches «Verhängnis, ein Volk zu führen, das so unbeständig und beeinflussbar wie kein zweites» sei, so sprunghaft wie das deutsche, das in seiner Vergangenheit mit einer seltsamen Fühllosigkeit «von einem Extrem in das andere verfallen ist».

Gleichzeitig habe er sich aber auch, fuhr er fort, Irrtümer zuschulden kommen lassen und Zugeständnisse gemacht, die durch kein Interesse und keine Notwendigkeit gedeckt gewesen seien. Bei nüchterner Betrachtung müsse er seine

Freundschaft zum italienischen Duce zu den grossen Irrtümern zählen, die ihn jetzt womöglich den Sieg kosteten. Die Treue zu ihm habe ihn daran gehindert, sowohl in Nordafrika wie in der islamischen Welt insgesamt eine revolutionäre Politik zu führen, zumal seit Mussolini die Lächerlichkeit begangen habe, sich von bezahlten und terrorisierten Kreaturen zum «Schwert des Islam» ausrufen zu lassen. Fast noch fataler sei es auf militärischem Feld gewesen. Der Eintritt Italiens in den Krieg habe den Gegnern augenblicklich erste Siege beschert und damit neue Zuversicht eingeflösst. Zudem habe der vollkommen «idiotische» Überfall auf Griechenland den Beginn des Russlandfeldzugs um sechs Wochen verzögert und im weiteren Verlauf die Winterkatastrophe vor Moskau bewirkt: «Alles wäre anders gekommen!» sagte er seufzend. Die Vernunft habe ihm eine «brutale Freundschaft» zu Italien vorgeschrieben. Statt dessen habe er immer wieder dem Sentiment des guten Bundesgenossen nachgegeben.

Es sei, bemerkte Hitler schliesslich, überhaupt sein Mangel an Härte gewesen, der ihn um den schon sicheren Sieg betrogen habe. Zugute halten könne er sich lediglich, die Juden, wie er es nennt, «mit offenem Visier» bekämpft und «den deutschen Lebensraum vom jüdischen Gift (gesäubert) zu haben». In allem Übrigen hingegen sei er zu unentschlossen gewesen: als er die deutschen Konservativen nicht rücksichtslos ausgeschaltet, sondern mit diesen «Kavalierspolitikern» eine revolutionäre Politik zu führen versucht habe; auch als er es in Spanien und Frankreich versäumt habe, die Arbeiter aus den Händen eines «Bürgertums der Fossilien» zu befreien. Überall auf der Welt hätte er die Kolonialvölker zum Aufruhr anstiften müssen, die Ägypter, Iraker sowie den gesamten Nahen Osten – «die islamische

Welt bebte in Erwartung unserer Siege», führte er aus. Wie einfach wäre es gewesen, sie in Gärung zu versetzen: «Man bedenke unsere Möglichkeiten!» Nicht an seinem Radikalismus werde er, wenn er denn scheitern sollte, zugrunde gehen, sagte er, sondern an seiner Halbherzigkeit, an seinem Unvermögen zur letzten Konsequenz. Nichts anderes war die Einsicht, die er früh erworben, hundertfach verkündet und, wie er jetzt erkannte, doch nicht entschieden genug befolgt hatte: «Das Leben verzeiht keine Schwäche!»

Dieses Versagen hat er sich, wie die Protokolle auch der letzten Lagebesprechungen ausweisen, bis ans Ende zum Vorwurf gemacht. Im Verlauf der Machtergreifung, erklärte er während der Konferenz vom 27. April, sei er während der Monate vor dem Tod Hindenburgs im August 1934 beständig zu Kompromissen gezwungen gewesen. Wieviel radikaler hätte er vorgehen können, jammerte er, ohne den «Klüngel um dieses Geschmeiss» der Vergangenheit, «Tausende» hätte man «beseitigen» müssen. Es gewährt einen aufschlussreichen Blick in die untergründigen Antriebe des Hitler-Regimes, wenn Goebbels sekundierte, wie bedauerlich es sei, dass Österreich beim Anschluss 1938 keinen Widerstand geleistet habe: «Wir hätten alles kaputtschlagen können.»

Als habe er damit nur ein weiteres Stichwort für seinen Entschluss erhalten, Berlin nicht zu verlassen, erwiderte Hitler, er bleibe nicht zuletzt in der Hauptstadt, um künftig mit besserem Recht gegen jedes Anzeichen von Schwäche vorzugehen. Im gleichen Zusammenhang fällt auch die lamentierende Bemerkung über die eigentliche Ursache der Verzweiflungen, die ihn zusehends häufiger heimsuchten: «Man bereut es hinterher, dass man so gut ist.»

FÜNFTES KAPITEL

Bankett des Todes

Am Nachmittag des 23. April ging ein Telegramm aus Berchtesgaden im Bunker ein. Darin fragte Göring, ob Hitlers Entschluss, «in der Festung Berlin auszuharren», den Erlass vom 29. Juni 1941 in Kraft setze, der ihm, dem Reichsmarschall, die Führernachfolge mit allen Vollmachten für den Fall übertrug, dass Hitler seiner Handlungsfreiheit beraubt sei.

Göring hatte sich die Anfrage nicht leicht gemacht. Dem Entschluss waren ausgedehnte Überlegungen vorausgegangen. Von General Koller, der eigens aus Berlin herbeibefohlen worden war, hatte er sich über die jüngsten Vorgänge im Bunker berichten lassen. Vor allem Hitlers unwiderrufliche Absicht, in der Hauptstadt zu bleiben, sowie seine Äusserung vom Vorabend, Keitel und Jodl sollten von nun an gemeinsam mit dem Reichsmarschall die notwendigen Entscheidungen treffen, hatten ihn derart alarmiert, dass er seine wichtigsten Berater zusammenrufen liess und mit ihnen erörterte, was zu tun sei. Alle Anwesenden einschliesslich des Chefs der Reichskanzlei, des Ministers Hans-Heinrich Lammers, waren der Auffassung, dass damit die Nachfolgeregelung auflebe. Das nach mehreren Entwürfen schliesslich verabschiedete Telegramm war in loyalen Ton formuliert, erbat eine Antwort bis zweiundzwanzig Uhr und schloss mit den Worten: «Der Herrgott schütze Sie, und ich hoffe, dass

Sie doch noch aus Berlin hierherkommen.» Obwohl Görings alter Widersacher Martin Bormann alles unternahm, um das Telegramm als Ultimatum hinzustellen, war Hitler zunächst ruhig geblieben.

Erst als gegen sechs Uhr abends ein weiteres Telegramm des Reichsmarschalls bekannt wurde, das den Reichsaussenminister von Ribbentrop bei Inkrafttreten der Nachfolgeregelung «unverzüglich» nach Berchtesgaden beordnete, gelang es Bormann, Hitler in steigende Rage zu versetzen. Sein Reden lief darauf hinaus, dass ein Staatsstreich im Gange sei, und bald mischte auch Goebbels sich ein und sprach von Ehre, Treue, Kampf und Tod. Doch die grossen Worte verbargen nur notdürftig seine Empörung über Görings Versuch, die Reste der Macht an sich zu reissen, die, wie er fand, keinem anderen als ihm gebührten. Die Balgereien der Trabanten gingen unvermindert weiter. Wie eh und je erfassten sie alsbald auch Hitler, der sie als Mittel seiner Machtausübung stets eingesetzt hatte. Seine seit Jahren erkennbare Ungehaltenheit über Göring machte sich ein letztes Mal Luft. In einem zusehends ungestümeren Ausbruch warf er ihm Faulheit und Versagen vor, bezichtigte ihn, mit seinem Beispiel «die Korruption in unserem Staate möglich gemacht» zu haben, nannte ihn einen «Morphinisten» und steigerte sich, dem Bericht eines Anwesenden zufolge, in eine solche Erregung, dass er zuletzt «wie ein Kind» weinte.

Schliesslich, als der Zorn sich gelegt hatte, unterzeichnete Hitler einen von Bormann aufgesetzten Funkspruch. Darin beschuldigte er Göring des Hochverrats, der, wie jeder wisse, die Todesstrafe nach sich ziehe. Er werde indessen davon absehen, falls Göring von allen seinen Ämtern zurücktrete und auf das Recht der Führernachfolge verzichte. Dann fiel er, wie so oft in den Stimmungsbrüchen dieser

Tage, in seine Apathie zurück und meinte geringschätzig, es komme nun schon auf fast nichts mehr an: «Von mir aus kann Göring ruhig die Kapitulationsverhandlungen führen. Wenn der Krieg verlorengelht, dann ist sowieso gleichgültig, wer das macht.» Nicht ohne Grund hat Göring sich später zur Rechtfertigung auch auf diese Bemerkung berufen. Doch in den Aufgebrachtheiten der letzten Stunden zählte dergleichen nicht mehr. Am Ende erboste Hitler sich neuerlich und wies die SS-Kommandantur des Obersalzbergs an, Göring mitsamt seinem Stab zu verhaften und in die SS-Kaserne Salzburg zu verbringen.

Am folgenden Tag wurde im Verlauf der Mittagslage bekannt, dass sich die Armeen Schukows und Konjew im Südosten Berlins vereint und den Ring um die Stadt geschlossen hatten. Schon bald darauf stiessen einzelne Vorhuten an der Kantstrasse aufeinander und gerieten ins gegenseitige Feuer, bis Konjew die Mitteilung erhielt, dass die Eroberung des Stadtzentrums seinem Rivalen zugedacht sei. Doch bereits jetzt verlief von Zehlendorf bis Neukölln eine durchgehende Front, während im Norden Tegel und Reinickendorf gefallen waren. Zugleich begannen die Sowjettruppen, die beiden Flughäfen der Stadt, Tempelhof und Gatow, zu bedrängen. Um die Luftverbindung aufrechtzuerhalten, liess Hitler die Ost-West-Achse, die er wenige Jahre zuvor mit einer glanzvollen Militärgala eingeweiht hatte, als behelfsmässige Landebahn herrichten und zu diesem Zweck die zu beiden Seiten der Prachtstrasse aufgestellten Kandelaber gegen Speers erklärten Willen niederlegen. Er erwarte noch einhundertfünfzig von Dönitz zugesagte Elitesoldaten der Marine, liess er die Konferenz wissen, sowie ein SS-Bataillon, das ihm von Himmler als «letzte Reserve» versprochen worden sei.

Noch wichtiger schien ihm die Landebahn im Augenblick allerdings, um Generaloberst Ritter von Greim, den Kommandeur der Luftflotte 6 bei München, zu empfangen. Kein Einwand vermochte ihn von seiner Forderung nach dem persönlichen Erscheinen des Generals abzubringen, weil es ihn, für Augenblicke wenigstens, aus den Düsternissen der Bunkertage entführte und die Gelegenheit zu einem protokollarischen Auftritt gab. Und während draussen, zwischen Reichskanzlei und Pariser Platz, noch immer Schiessscharten in die Mauern geschlagen und panzerbrechende Geschütze in Stellung gebracht wurden, erbehte der Bunker immer häufiger unter den Treffern der russischen Artillerie.

Am Tag darauf landete Ritter von Greim in einem einsitzigen Jäger vom Typ Focke-Wulf 190, dessen Gepäckraum zu einem Sitz für die Pilotin Hanna Reitsch umgebaut worden war, auf dem Flugplatz Gatow. Durch einen Anruf im Führerbunker erfuhr er, dass sämtliche Zufahrtsstrassen bis hin zum Anhalter Bahnhof und ein Stück weit die Potsdamer Strasse hinauf in den Händen der sowjetischen Truppen seien. Aber Hitler bestehe auf einer persönlichen Unterredung. Ein Grund wurde ihm nicht genannt.

Obwohl ein Durchkommen fast aussichtslos schien, bestiegen der General und Hanna Reitsch einen bereitstehenden Fieseier Storch. Nach einem turbulenten, in den Böen des Feuersturms wild herumschlingernden Flug, dicht über die dunkelnde Silhouette der sterbenden Stadt hinweg, landete die Maschine wenig später am Brandenburger Tor. Kurz vor dem Aufsetzen hatte ein Artilleriegeschoss die Bodenfläche des Flugzeugs aufgerissen und Greim am Unterschenkel erheblich verletzt, so dass er unter starkem Blutverlust in die Reichskanzlei geschafft und ärztlich versorgt werden musste. Als er anschliessend, auf einer Bahre liegend,

in den Tiefbunker gebracht wurde, begrüßte Hitler ihn mit den Worten: «Es gibt noch Treue und Mut auf der Welt!» Mit tonloser Stimme und gläsernem Blick, hat Hanna Reitsch vermerkt, unterrichtete er die Besucher vom Abfall Görings, der Entlassung des Reichsmarschalls aus allen Ämtern und der angeordneten Verhaftung. Mühsam ins Förmliche überwechselnd, ernannte er Ritter von Greim sodann zum Oberbefehlshaber der Luftwaffe und beförderte ihn zugleich zum Generalfeldmarschall. «Es bleibt mir nichts auf der Welt erspart», klagte er gegen Ende, «keine Enttäuschung, kein Treuebruch, keine Ehrlosigkeit und kein Verrat.»

Während der kurzen, betretenen Zeremonie war unausgesetzt das «Donnern und Krachen der Einschläge» zu vernehmen, und «selbst in diesen untersten Räumen» rieselte ohne Unterlass der Mörtel von den Wänden. Von Zeit zu Zeit wurde der Beschuss so heftig, dass die Ventilation abgeschaltet werden musste, weil Rauch und Brandgeruch den Bunkerbewohnern die Luft nahmen. Zudem fiel erstmals, wenn auch nur für Stunden, die Fernsprechverbindung aus, so dass das Lagebild aus den Nachrichtenprogrammen des gegnerischen Rundfunks oder aus telefonischen Anfragen in den umkämpften Stadtteilen gewonnen werden musste. Doch die Meldung, dass sich im Lauf des 25. April amerikanische und sowjetische Truppen bei Torgau an der Elbe getroffen und, statt aufeinander zu schießen, die Hand gereicht hatten, gelangte auf vielen Wegen in den Bunker. Die Hoffnung auf den täglich erwarteten Bruch der alliierten Kriegskoalition zerschlug sich damit, auch wenn Hitler alle Kraft darauf verwendete, seine Enttäuschung zu verbergen. Mit dem Starrsinn, der ihm, wie er glaubte, gerade in den ausweglosen Lagen seines Lebens stets zu Hilfe gekommen

war, versicherte er noch in der Konferenz des gleichen Tages: «In Berlin sieht es schlimmer aus, als es ist.»

In Wirklichkeit verhielt es sich umgekehrt und war schlimmer, als er mitsamt den Höhlenbewohnern im Bunker erkennen oder zugeben mochte. Spätere Ermittlungen haben ergeben, dass in den Bezirken der Innenstadt bereits durch den Bombenkrieg weit über die Hälfte aller Gebäude zerstört war. Doch erst jetzt ging die Stadt im Dauerfeuer der Eroberer buchstäblich zugrunde. Der sowjetische Generaloberst Bersarin hat nach der Einnahme Berlins bemerkt, die westlichen Alliierten hätten in mehr als zwei Jahren fünfundsechzigtausend Tonnen Sprengmaterial über der Stadt abgeladen, die Rote Armee dagegen in lediglich zwei Wochen vierzigtausend Tonnen. Statistiker haben später errechnet, dass auf jeden Bewohner Berlins nahezu dreissig Kubikmeter Trümmermasse entfielen.

Vor allem die grossen Zufahrtsstrassen waren nur noch Schneisen aus Schutt. Ausgebombte irrten Tag und Nacht durch die Ruinenfelder und rutschten oft in die tiefen, bis zum Rand mit grünlichem Wasser gefüllten Krater. In dicke Mäntel gehüllt, einen Helm auf dem Kopf und das Gewehr mit Hilfe einer Schnur geschultert, liefen Volkssturmlaute durch die Strassen, viele auf der ziellosen Suche nach ihrer Befehlsstelle, da für ihren Einsatz nicht nur der militärische Abschnittskommandeur, sondern auch die örtliche Parteistelle zuständig war, so dass sich die Anweisungen oftmals offen widersprachen. Sowohl in den bereits eroberten wie den einstweilen noch gehaltenen Stadtbereichen gingen Angst und Panik um. Zwar hatte die Führung der Roten Armee alsbald begonnen, Ortsverwaltungen zu ernennen und mit korrekter Strenge auch gegenüber der eigenen Truppe eine zumindest provisorische Ordnung herzustellen. Auf

den unteren Ebenen hingegen herrschte oftmals die Willkür unberechenbar verordneter Abführungen und Beschlagnahmungen, vermehrt durch die nicht endenden Vergewaltigungen durch siegestrunkene Rotarmisten, denen mancherorts jede weibliche Person, vom halbwüchsigen Mädchen bis zur betagten Frau, zum Opfer fiel.

Das verzerrte Gegenbild davon war im Inneren des Verteidigungsringes anzutreffen, wo, wie immer in Zeiten des Untergangs, ein wüstes Treiben losbrach. Die Tagebücher der Zeit sprechen von Ausschweifungen, Massenbesäufnissen und hastigen erotischen Exzessen. Er werde das Bild nie vergessen, heisst es in einer Aufzeichnung: «Ringsum Schwerverwundete, Sterbende, Leichen; ein Verwesungsgeruch, der kaum zu ertragen war. Dazwischen betrunkene Uniformierte, die mit ebenso betrunkenen Frauen eng umschlungen herumlagen.» Ein anderer Beobachter stiess in einem Restaurant am Kurfürstendamm auf eine Gruppe angetrunkenener SS-Offiziere, die «mit Damen in langen Kleidern Weltuntergang feierten». Vielen schien es, als kehre sich das Unterste mit demonstrativer Dreistigkeit nach oben. Zwar wurden die lebenslang befolgten Wohlverhaltensregeln von der grossen Mehrheit noch immer beachtet. Aber Gier und Lumpigkeit beherrschten die sichtbare Szene. Plündernde Hausfrauen zogen noch unter dem Feuer der feindlichen Artillerie durch die halbzerstörten Wohnviertel und rafften als herrenloses Gut zusammen, was immer ihnen in die Hände fiel. Vereinzelt bildeten sich «Strassengerichte», die ihnen eine Art Prozess machten und sie kurzerhand, mit einem Pappschild um den Hals, am nächsten Baum aufhängten: «Ich habe Volksgenossen bestohlen!»

Andere suchten auf drastischere Weise den «Ausgang aus der Hölle» zu finden, von dem in einer Aufzeichnung die

Rede ist. Professor Ernst Grawitz, Vizepräsident des Deutschen Roten Kreuzes und «Reichsarzt der SS», setzte sich auf die Nachricht hin, dass die Spitzen des Regimes dabei seien, die Stadt zu verlassen, mit seiner Frau und seinen Kindern zum Abendessen. Als alle Platz genommen hatten, griff er unter den Tisch, zog zwei Handgranaten ab und sprengte sich mitsamt der Familie in die Luft.

Doch waren es nicht nur die Parteigänger des zugrunde gehenden Regimes, die diesen Ausweg wählten. Nicht wenige gerade von denen, die untadelig durch die Zeit gekommen, aber dem Zusammenbruch der Welt und aller Maßstäbe nicht länger gewachsen waren, gingen in jenen Wochen in den Tod. Zu den Bildern unvergesslichen Grauens gehört das Ende jenes Arztes, der bei der Annäherung der Sowjettruppen entsetzt bemerkte, dass er nur noch zwei Giftampullen besass, so dass er seine noch kleinen, sich verzweifelt wehrenden Kinder eins nach dem anderen in der Badewanne ertränkte, ehe er sich und seine Frau mit einer Injektion umbrachte. Die seit Februar 1945 anhaltende «Selbstmord-Epidemie» in Berlin kennt nur Schätzungen mit einigen tausend Toten monatlich. Im Mai, als erstmals wieder halbwegs verlässliche Zahlen erhoben wurden, verzeichnete man immer noch mindestens siebenhundert Personen, die ihrem Leben ein Ende gemacht hatten.

Unterdessen klammerte sich Hitler an die unscheinbarsten Erfolgsmeldungen wie etwa die Nachricht, dass zwei Transportmaschinen auf der Ost-West-Achse gelandet seien, oder machte sich aus allerlei Erdachtem absurde Versprechungen. Der Russe werde in Berlin, rechnete er vor, zum «Ausbluten» gezwungen, zumal er sich mit der Viermillionen-

Stadt «eine kolossale Last aufgeladen» habe. So oft der Name Wenck fiel, entzündeten sich neue Hoffnungen, und als in der Lagekonferenz vom 27. April einer der Offiziere mit fester Stimme versicherte, «Wenck kommt her, mein Führer!», kehrte bereits die euphorische Laune zurück: «Man muss sich das vorstellen», fuhr Hitler freudig hoch: «Das wird wie ein Lauffeuer durch ganz Berlin gehen, wenn es heisst: Eine deutsche Armee ist im Westen (in die russischen Linien) eingebrochen und hat Fühlung mit der Festung aufgenommen.» Unmittelbar darauf traten auch die alten Überspanntheiten wieder hervor. «Wir haben kein Ölgebiet mehr», sagte Hitler in die Runde. «Das ist katastrophal, weil es jede weiträumige Operation unmöglich macht. Wenn ich diese Geschichte hier erledigt habe, müssen wir wieder schauen, dass wir die Ölgebiete wiederbekommen.» Später führte er mehrere Unterredungen darüber, welche Auszeichnung General Wenck für die einzigartige Operation zur «Rettung des Führers» erhalten solle.

In der Lagebesprechung des gleichen Tages trug Mohnke vor, dass sechs Feindpanzer am Wilhelmplatz, nur einen Steinwurf von der Reichskanzlei entfernt, aufgetaucht, doch von den rasch herbeigeführten Panzervernichtungstrupps ausgeschaltet worden seien. Am Vortag war Schöneberg gegen den verzweifelten, vor allem von vierhundert kaum fünfzehnjährigen Hitlerjungen bis in den Tod geleiteten Widerstand gefallen.

Tatsächlich nahm die Erbitterung der Kämpfe zu, je näher die sowjetischen Verbände dem Zentrum kamen. In den Randbezirken der Stadt waren sie zügig vorwärtsgelangt. Die Panzerspitzen hatten die Masse der Strassensperren kurzerhand zusammengeschossen oder wie «Streichholzhindernisse» überrollt und kleinere Widerstandsnester für

die nachrückenden, mit Geschützen und Flammenwerfern ausgerüsteten Einheiten am Wege liegenlassen. Doch am inneren Verteidigungsring stockte der Vormarsch. An vielen Stellen mussten die Einheiten sich Haus für Haus vorankämpfen, und die Attrappen, die Marschall Schukow vor der Eröffnung der Schlacht von einzelnen Berliner Strassenzügen nachgebaut hatte, um am Modell die Eroberung der Stadt zu proben, erwiesen sich als gänzlich nutzlos. Zu den verlustreichsten Häuserschlachten kam es im Gebiet um die Flakbunker, zwischen Alexanderplatz und Rathaus sowie am Halleschen Tor. Aus den Gefängnissen vor allem im Norden der Stadt befreite die Rote Armee zahlreiche sowjetische Kriegsgefangene, die ohne grosse Umstände mit Waffen ausgerüstet und zur Verstärkung der inzwischen gelichteten Einheiten eingesetzt wurden.

Vom Bunker gingen unterdessen immer neue und zunehmend dringlicher formulierte Funksprüche an Keitel und Jodl in Rheinsberg und Krampnitz heraus. Alle im Raum «zwischen Elbe und Oder stehenden Verbände» müssten auf Berlin angesetzt werden, hiess es immer wieder, der «Angriff zum Entsatz der Reichshauptstadt (sei) mit allen Mitteln und grösster Beschleunigung zum erfolgreichen Ende zu führen». Dazwischen kamen ständig nervösere Fragen nach Wenck und Busse, die keine Antwort gaben, sowie nach dem Korps Holste, das irgendwo im Nordosten der Stadt operierte und dessen Name kürzlich erst in den Phantasmagorien des Bunkers wie eine Art rettender Stern aufgeleuchtet war.

Nach Steiner wurde nicht mehr gefragt. Hitler verlangte lediglich, den SS-Obergruppenführer auf der Stelle abzulösen und durch Generalleutnant Holste zu ersetzen. Doch sein Wort reichte nicht mehr bis in den Raum Eberswalde:



SS-Obergruppenführer Felix Steiner, der nordöstlich von Berlin bei Eberswalde einen Verband aufstellen sollte, von dem Hitler sich einen «mit aller Wucht» geführten Gegenstoss gegen die sowjetischen Flanken erwartete. Aber die vielberedete «Gruppe Steiner» existierte überhaupt nicht.

Steiner überredete Holste, ihm, Anweisung hin oder her, weiterhin das Kommando zu überlassen. In der Frühe des 28. April drängte Krebs noch ungeduldiger. Er teilte Keitel mit: «Der Führer erwartet schnellste Hilfe; es sind nur noch höchstens achtundvierzig Stunden Zeit. Wenn bis dahin keine Hilfe kommt, ist es zu spät! Das lässt der Führer nochmals sagen!!!»

Um der Forderung des Bunkers Nachdruck zu verleihen, begab sich Keitel zu einer persönlichen Unterredung mit General Heinrici, der, entgegen den ergangenen Befehlen,

den Rückzug der Panzerarmee General von Manteuffels angeordnet hatte. Das Treffen fand an einer Strassenkreuzung südlich von Neubrandenburg statt. Sie war nach allen Richtungen von endlosen Flüchtlingstrecks verstopft, die erschöpft und verhärtet in irgendein Nirgendwo zogen. Heinrici war zusammen mit Manteuffel erschienen, doch noch ehe sie sich richtig begrüsst hatten, fuhr Keitel die beiden Offiziere an, wie sie zu ihren Eigenmächtigkeiten kämen. Befohlen worden sei ihnen, an der Oder stehenzubleiben, keinen Schritt zurückzuweichen und die Front mit allen Mitteln zu halten. Während er zu jedem seiner Worte mit dem Marschallstab in die offene Hand schlug, versuchte Heinrici, ihm die Lage zu erklären und dass er mit den Truppen, die er zur Verfügung habe, die Oderfront nicht länger halten könne. Er denke nicht daran, seine Soldaten in ein ganz und gar aussichtsloses Feuer zu schicken. Zudem benötige er frische Verbände, sonst werde er noch weitere Rückzugsbefehle erteilen müssen.

Keitel fuchtelte weiterhin mit dem Marschallstab herum. Heinrici, sagte er scharf, solle nicht auf neue Kräfte zählen, sondern angreifen. So laute der Befehl des Führers, so habe er es auszuführen. Als Heinrici erwiderte, von ihm werde General Manteuffel einen derartigen Befehl nicht erhalten, starrte Keitel Manteuffel an, der aber nur knapp und vielsagend erklärte: «Herr Generalfeldmarschall, die 3. Panzerarmee hört auf General von Manteuffel.» Erregt schrie Keitel zurück: Wenn die Truppe ihre Stellungen nicht hält, solle man dazwischenschiessen. Dann werde die Armee auch stehen!

Der Zufall wollte es, dass in diesem Augenblick ein Fuhrwerk vorüberkam, auf dem zwei völlig entkräftete Luftwafensoldaten sassen. Heinrici befahl sie heran und sagte dann

zu Keitel: «Hier haben Sie Gelegenheit, Herr Generalfeldmarschall, ein Exempel zu statuieren! Erschiessen Sie diese Männer!» Verlegen stotterte Keitel etwas von «Festnehmen!» sowie «Kriegsgericht!» und fuhr davon.

Spätestens bei diesem Treffen trat hervor, wie weit Heinrici sich aus der Irrwelt der Führerbefehle entfernt hatte und dass er Ziele verfolgte, die allein noch auf die Rettung der Trümmer seiner Heeresgruppe sowie die Schonung der Zivilbevölkerung gerichtet waren. Als es am folgenden Morgen noch einmal zu einem Telefongespräch mit Keitel kam und Heinrici von der Verantwortung sprach, die er für die Truppe trage, wurde er zurechtgewiesen: «Sie haben keine Verantwortung zu tragen», sagte Keitel, «sondern Befehle auszuführen!» Der General erwiderte, unter diesen Umständen müsse er den Generalfeldmarschall davon in Kenntnis setzen, dass er sein Kommando niederlege. Einen Augenblick lang herrschte am anderen Ende verlegene Stille. Dann sagte Keitel: «Herr Generaloberst Heinrici, aufgrund der mir vom Führer verliehenen Vollmachten enthebe ich Sie augenblicklich des Kommandos über die Heeresgruppe Weichsel. Halten Sie sich auf ihrem Gefechtsstand zur Verfügung!»

Auch im Bunker zerbrachen mehr und mehr die verbliebenen Hoffnungsreste. Am Abend des 28. April, als das Gerücht die Runde machte, dass die Russen bereits den Anfang der Wilhelmstrasse erreicht hätten und blutige Kämpfe am Potsdamer Platz im Gange seien, traf eine Nachricht ein, die in Andeutungen schon während des gesamten Tages für Aufregung gesorgt hatte, nun aber durch eine Reutermeldung bestätigt wurde. Sie teilte mit, dass der Reichsführer-SS

Heinrich Himmler über den schwedischen Diplomaten Graf Folke Bernadotte versucht habe, gesonderte Verhandlungen mit den Westmächten aufzunehmen, und sich sogar zur «Durchführung einer bedingungslosen Kapitulation» bereit erklärt hatte.

Die Nachricht traf Hitler wie ein Keulenschlag. Er hatte Göring stets für korrupt gehalten und Speer, den er Artur Axmann gegenüber als die andere Enttäuschung der letzten Zeit bezeichnet hatte, für einen unberechenbaren und weltfremden Künstler. Ihr Versagen in der Stunde der Bewährung war gleichsam vorhersehbar gewesen. Der Verrat Himmlers hingegen, der die Treue beständig im Munde geführt und als die höchste Maxime seines «arisch germanischen Männerordens der SS» beschworen hatte, bedeutete den Zusammenbruch einer Welt. «Er tobte wie ein Verrückter», hat Hanna Reitsch die Szene beschrieben, «er wurde purpurrot, und sein Gesicht war fast unkenntlich.» Zusammen mit Goebbels und Bormann zog er sich in seine privaten Räume zurück. «Er war kalkweiss», geht der Bericht Hanna Reitschs weiter, und bot «das Bild eines schon ausgelöschten Lebens».

Nach wenigen, noch immer um Fassung ringenden Worten ging Hitler um Mitternacht ins Krankenzimmer zu Greim hinüber. Auf der Bettkante sitzend, verpflichtete er den soeben ernannten Oberbefehlshaber der Luftwaffe, unverzüglich ins schleswig-holsteinische Plön aufzubrechen und bei Dönitz alles Erforderliche zu veranlassen, um Himmler seiner verdienten Strafe zuzuführen. «Ein Verräter darf nicht mein Nachfolger sein», sagte er, «sorgt dafür, dass er es nicht sein wird.» Greim und später auch Hanna Reitsch widersprachen. Sie hätten beschlossen, beharrten sie, im Bunker zu bleiben und gemeinsam mit Hitler in den

Tod zu gehen. Auch gebe es inzwischen keine Möglichkeit mehr, aus Berlin herauszukommen.

Doch Hitler bestand auf seinem Entschluss. Er habe, sagte er, bereits eine Arado 96 herbeibeordert, die, wie er höre, mitten im Schlachtendurcheinander auf der Ost-West-Achse gelandet sei. Dann übergab er Hanna Reitsch zwei Giftphiole «für den Notfall» und verabschiedete sich. «Bei Potsdam hört man schon deutsches Artilleriefeuer», sagte er beim Verlassen des Raums. Anschliessend lief er auf den Gang hinaus und teilte jedem Vorüberkommenden mit immer anderen Worten seine Empörung mit. Er wisse jetzt, warum Himmler an der Weichsel versagt, die SS-Offensive in Ungarn mit einer Niederlage geendet und Steiner den Angriffsbefehl verweigert habe: Es sei alles Verrat und Intrige gewesen. Der Reichsführer-SS habe sogar beabsichtigt, verbreitete er, ihn lebend dem Feind auszuliefern. Währenddessen verfassten die verbliebenen Bunkerinsassen in grosser Hast Abschiedsbriefe an ihre Familien und übergaben sie Hanna Reitsch als womöglich letztem Boten aus der Stadt. In Tränen aufgelöst, verliess sie zusammen mit Greim kurze Zeit darauf den Bunker. «Man muss knien in Ehrfurcht vor dem Altar des Vaterlandes», sagte sie später in Beschreibung ihrer Gefühle zu General Koller. Greim wiederum äusserte, als sie wider alles Erwarten aus der Stadt herausgekommen waren, überschwänglich, die Tage an der Seite des Führers hätten auf ihn wie ein «Jungbrunnen» gewirkt.

Während die Bunkerräume noch von lauten Verratsvorwürfen widerhallten, erschien gegen zehn Uhr abends General Weidling zur Lage, und was er zu berichten hatte, machte die letzten Wahnbilder zunichte. Die Russen erzielten «Durchbruch auf Durchbruch», meldete er, und Reserven seien nicht mehr vorhanden. Auch habe man die Ver-

sorgung aus der Luft mehr oder minder einstellen müssen. Nicht zuletzt, um den «unglaublichen Leiden der Bevölkerung» ein Ende zu setzen, schlage er folglich «als Soldat vor, den Ausbruch aus dem Berliner Kessel zu wagen».

Doch bevor noch Hitler oder Krebs zu den Darlegungen Stellung nehmen konnten, fiel Goebbels «unter Anwendung starker Ausdrücke», wie es in der Aufzeichnung Weidlings heisst, «über mich her und versuchte, vieles von dem lächerlich zu machen, was ich stichhaltig vorgetragen hatte». Krebs überliess die Entscheidung Hitler, der «nach langem Nachdenken» noch einmal die Einwände zusammenfasste, mit denen er auch bisher schon die Ausbruchsforderungen für die 9. Armee verworfen hatte. «Halten um jeden Preis!» war die Devise gewesen, die er in allen Abwehrschlachten der zurückliegenden Jahre verkündet hatte, und ein Ausbruch, wie er fand, nur ein verdeckter Rückzug. Selbst wenn Weidlings Vorschlag Erfolg hätte, so hat der General die Worte Hitlers zusammengefasst, «gerieten wir dann einfach aus einem Kessel in den anderen. Er, der Führer, müsste dann entweder unter freiem Himmel oder in einem Bauernhaus oder in irgend etwas Ähnlichem hausen und das Ende abwarten.»

Im Übrigen schien Hitler, zeitweilig wenigstens, kaum bei der Sache, anderes drängte sich vor. Insbesondere verlangte seine nach wie vor grenzenlose Wut nach einem Opfer. Während der Beratungen über Himmlers Verrat war mehrfach der Name Hermann Fegeleins gefallen, der zu den engen Vertrauten des Reichsführers-SS zählte. Nach übereinstimmendem Urteil ein «durch und durch verderbter Charakter», hatte er sich mit soviel Charme wie Skrupellosigkeit in die Umgebung Hitlers vorgearbeitet und im Sommer 1944 unter nachfolgender Beförderung zum General-



«Ein durch und durch verderbter Charakter», hat Albert Speer gleich vielen anderen von dem SS-General Hermann Fegelein gesagt; der elegante Herrenreiter und bedenkenlose Karrierist hatte sich Schritt für Schritt in Hitlers Umgebung vorgearbeitet und im Sommer 1944 Eva Brauns Schwester Margarete geheiratet. Gleichwohl liess Hitler ihn noch am 29. April 1945 erschiessen. Das Bild zeigt Fegelein mit Margarete und Eva Braun.

leutnant der Waffen-SS Eva Brauns Schwester Margarete geheiratet. Am 26. April war er, ohne eine Nachricht zu hinterlassen, aus dem Bunker verschwunden und in seine Wohnung in der Bleibtreustrasse 4, nahe dem Kurfürstendamm, gefahren. Schon zwei Tage zuvor hatte er dem SS-General Hans Jüttner gegenüber erklärt, er habe «entschieden nicht die Absicht, in Berlin zu sterben». Jetzt rief er Eva Braun,

der er als der Frauenheld, der er war, schon auf dem Obersalzberg in aller Ungeniertheit den Hof gemacht hatte, in volltrunkenem Zustand an und redete auf sie ein. Es gebe nichts zu überlegen, sagte er, sie solle zu ihm kommen, statt im Bunker das sichere Ende zu erwarten: «Eva, du musst den Führer verlassen. Sei nicht so dumm, jetzt geht es um Leben und Tod!»

Als Hitler ihn im Verlauf des 27. April zu sprechen wünschte, war er unauffindbar gewesen. Die telefonische Aufforderung durch den Chef des Reichssicherheitsdienstes, den SS-Generalmajor Johann Rattenhuber, sofort in die Reichskanzlei zu kommen, hatte er ignoriert. Daraufhin war eine Gruppe des Führerbegleitkommandos losgeschickt worden, Fegelein herbeizuholen. Das Bunkergerede wollte sogar wissen, Eva Braun, die an den Avancen ihres Schwagers längst Gefallen gefunden hatte, habe in grosser Erregung in der Bleibtreustrasse angerufen, doch seien alle ihre Bemühungen, Fegelein zur Rückkehr zu bewegen, vergeblich gewesen. Noch das erste Kommando hatte er mit anmassendem Hohn abgewiesen, und erst einem zweiten Aufgebot unter dem Kriminaldirektor des Reichssicherheitsdienstes Högl war es gelungen, den noch immer betrunkenen und, wie nicht ohne Entrüstung berichtet wurde, in Gesellschaft einer jungen rothaarigen Dame angetroffenen SS-General zu überreden, sie in die Reichskanzlei zu begleiten. Als Fegelein bei der Rückkehr von Hitlers Chefpilot Hans Baur vorgehalten wurde, er habe durch sein Verhalten den Verdacht einer Fahnenflucht hervorgerufen, bekam er zur Antwort: «Wenn weiter nichts ist – dann erschiess mich halt!»

Es waren aber nur Leichtsinn und die verwegene Unverfrorenheit eines erfolgsverwöhnten Karrieristen, die Fege-

lein zu der Bemerkung veranlasst hatten. Zu seiner Überraschung sah er sich noch vor dem ersten Verhör degradiert. Als Mohnke ihm zudem erklärte, dass ihm sämtliche Orden und Ehrenzeichen aberkannt seien, riss er sich selber die Schulterstücke herunter, schrie empört herum und beschimpfte Mohnke sowie die beiden SS-Offiziere in seiner Begleitung. Kein anderer als der Reichsführer sei für ihn zuständig, rief er, infolgedessen werde er nur vor Heinrich Himmler aussagen. Seine anschließende Forderung, Hitler vorgeführt zu werden, wies dieser zornig zurück, er wolle, sagte er, den Mann nicht sehen. Immerhin scheint Hitler zunächst daran gedacht zu haben, Fegelein einer der Einheiten Mohnkes zu überstellen. Doch Bormann und Otto Günsche überzeugten ihn, dass Fegelein auch dann wieder bei erster Gelegenheit «einfach abhauen» würde, so dass Hitler befahl, ein Standgericht einzuberufen. Vergebens bat Eva Braun, ihren Schwager mit Rücksicht auf ihre kurz vor der Entbindung stehende Schwester zu verschonen. Aber Hitler lehnte die Bitte in so schroffem Ton ab, dass sie sich fügte: «Du bist der Führer!»

Das von Mohnke einberufene Standgericht musste jedoch aufgrund der anhaltenden «Volltrunkenheit des Beschuldigten» abgebrochen werden, und Fegelein wurde zur Ausnüchterung in die Zelle zurückgebracht. Am folgenden Tag wurde er im Keller der nahe gelegenen Dreifaltigkeitskirche durch den Gestapo-Chef Heinrich Müller «scharf verhört». Während die Vernehmung im Gange war, kam die Nachricht von Himmlers Verrat, und nun war es nicht mehr nur der kleine Koffer mit Schmuck und Devisen aus Fegeleins Wohnung, der ihm zum Verhängnis wurde. Vielmehr fand man bei der Durchsuchung seines Dienstzimmers im Keller der Reichskanzlei auch eine Aktentasche mit Unterlagen,

aus denen hervorging, dass der Himmler-Vertraute zu den Mitwissern der schon länger laufenden Fühlungen mit Graf Folke Bernadotte gehörte.

In seiner Empörung ordnete Hitler daraufhin an, Fegelein ohne Verhandlung auf der Stelle zu erschiessen. Kurz vor Mitternacht wurde er von einigen Angehörigen des Reichssicherheitsdienstes aus der Bunkerzelle geholt, in der er festgesetzt worden war, und, während er in ahnungslosem Zorn noch wüst herumschrie, entweder schon im Kellergang oder am Gartenausgang hinter der Reichskanzlei erschossen. Hitlers Vergeltungsverlangen war so unbändig, dass er, als das Exekutionskommando nach wenigen Minuten noch nicht zurück war, mehrfach fragte, wo die Vollzugsmeldung bleibe. «Armer, armer Adolf», rief Eva Braun, die ihre eigenen Gründe hatte, dem Toten nachzutruern, «alle haben dich verlassen, alle haben dich verraten!»

Spätestens in diesen Stunden wurde Hitler endgültig klar, dass es Zeit sei, Schluss zu machen, und wie immer, wenn er nach meist längerem Schwanken zu einem Vorsatz gelangt war, folgten seine Entscheidungen rasch und ohne Zögern. In aller Eile liess er um Mitternacht das kleine Kartenzimmer für eine standesamtliche Zusammenkunft herrichten. Ein Amtsleiter, der zeitweilig im Gaubüro von Goebbels gearbeitet hatte und, wie man herausfand, in einer nahe stationierten Volkssturmeinheit diente, wurde in einem Panzerfahrzeug herbeigeholt und gebeten, den Führer und Eva Braun zu trauen. Goebbels und Bormann waren die Trauzeugen. Auf die Formalien bedacht, ersuchte das Paar aufgrund der besonderen Umstände um eine Kriegstrauung und erklärte sodann, dass sie beide «rein arischer Abstammung und frei von Erbkrankheiten» seien.

Nachdem den Anträgen stattgegeben war, wandte sich

der Standesbeamte an die Parteien und fragte Hitler wie Eva Braun, ob sie gewillt seien, die Ehe miteinander einzugehen. Als beide bejahten, erklärte er die Ehe vor dem Gesetz «rechtmässig für geschlossen». Bei der Unterzeichnung der Urkunden war Eva Braun so verwirrt, dass sie ansetzte, mit ihrem Mädchennamen zu unterschreiben, sich aber besann, den Anfangsbuchstaben B wieder ausstrich und «Eva Hitler, geb. Braun» hinschrieb. Anschliessend gingen sie in die Privaträume hinüber, um in Gesellschaft der Generale Krebs und Burgdorf, einiger Adjutanten wie des Obersten von Below sowie der Sekretärinnen etwas zu trinken und sich vergangener Zeiten zu erinnern. Kaum hatte sich die Nachricht von Hitlers Hochzeit herumgesprochen, entschlossen sich im oberen Bunker einige der dort Untergekommenen, es dem Führer nachzumachen, und im Lauf der Nacht fanden mehrere Trauungen statt, bei denen der Staatssekretär im Propagandaministerium Dr. Werner Naumann als Standesbeamter aushalf.

Der abgeschmackte Einfall der Hochzeit zum Doppelselbstmord, ganz als fürchte Hitler ein illegitimes Totenlager, bezeichnete womöglich den Zeitpunkt, an dem er sich endgültig ergab. Als Führer, hatte er mehrfach erklärt, dürfe er keine persönliche Bindung zu einem menschlichen Wesen eingehen: Die statuarische Vorstellung, die er von seiner Rolle hatte, erlaubte keine Bilder familiären Beisichseins. Diesen Anspruch gab er jetzt auf und damit zugleich den Glauben an seine besondere, vom Schicksal erwählte Berufung. Tatsächlich bemerkte er zu der Hochzeitsrunde, die Idee des Nationalsozialismus sei erledigt und werde nie wieder aufleben. Er selber sehe dem Tod wie einer Befreiung entgegen. Dann verliess er die Gesellschaft, um seinen Letzten Willen zu diktieren.

Die Erschienenen zu 1 und 2 erklären, daß sie rein arischer Abstammung und mit keiner die Eheschließung ausschließenden Erbkrankheiten befallen sind. Sie beantragen mit Rücksicht auf die Kriegereignisse wegen außerordentlichen Umstände die Kriegstraftung und beantragen weiter das Aufgebot mündlich entgegenzunehmen und von sämtlichen Fristen Abstand zu nehmen.

Den Anträgen wird stattgegeben. Das mündlich abgegebene Aufgebot ist geprüft und für ordnungsgemäß befunden worden.

Ich komme nunmehr zum feierlichen Akt der Eheschließung. In Gegenwart der obengenannten Zeugen zu 3 und 4 frage ich Sie

Mein Papa Adolf Hitler
ob Sie gewillt sind, die Ehe mit
Eva Braun
einzugehen. In diesem Falle bitte ich Sie, mit "ja" zu antworten.

Nunmehr frage ich Sie,

ob Sie gewillt sind, die Ehe mit
Adolf Hitler
einzugehen. In diesem Falle bitte ich auch Sie mit "ja" zu antworten.

Nachdem nunmehr beide Verlobte die Erklärung abgegeben haben die Ehe einzugehen, erkläre ich die Ehe vor dem Gesetz rechtmäßig für geschlossen.

Berlin, am 29. April 1945

Vorgelesen und unterschrieben:

1.) Ehemann:

2.) Ehefrau:

3.) Zeuge zu 1:

4.) Zeuge zu 2:

5.)

Adolf Hitler
Eva Braun geb. Bormann
Dr. Josef Goebbels

[Signature]

Die Heiratsurkunde Hitlers mit den Unterschriften des Paares und Eva Brauns Schreibfehler.

Er formulierte sein politisches und sein persönliches Testament. Das eine war beherrscht von Beteuerungen seiner Unschuld, von Anklagen gegen die «Staatsmänner, die entweder jüdischer Herkunft waren oder für jüdische Interessen arbeiteten», sowie von Vorwürfen gegen die ebenso «verblendeten wie charakterlosen Subjekte», die der eigenen Sache in den Rücken gefallen waren. Noch einmal begründete er seinen Entschluss, in der Reichshauptstadt zu bleiben und dort «aus freien Stücken ... den Tod zu wählen». Unter keinen Umständen wolle er den verhassten «Feinden in die Hände fallen, die zur Erlustigung ihrer verhetzten Massen ein neues, von Juden inszeniertes Schauspiel benötigen».

Zu seinem Nachfolger an der Spitze des Staates und der Wehrmacht ernannte Hitler den Grossadmiral Karl Dönitz. Durch den Hinweis, dass in der Marine ein Ehrbegriff gelte, dem jeder Gedanke an Übergabe fremd sei, erteilte er ihm zugleich den Auftrag, den Kampf auch über seinen Tod hinaus bis zum Untergang fortzuführen. Er verstieß Göring und Himmler aus der Partei sowie aus allen ihren Ämtern und berief eine neue Reichsregierung mit Joseph Goebbels als Kanzler und Martin Bormann als Parteiminister. Am Ende appellierte er an die Treue und den Gehorsam aller Deutschen «bis in den Tod» und kam im Schlusssatz noch einmal auf die Obsession zurück, die im buchstäblichen Sinn sein Hirngespinnst war: «Vor allem verpflichtete ich die Führung der Nation und die Gefolgschaft zur peinlichen Einhaltung der Rassegesetze und zum unbarmherzigen Widerstand gegen den Weltvergifter aller Völker, das internationale Judentum.»

Hitlers persönliches Testament war wesentlich kürzer. Darin begründete er seinen Entschluss, «jenes Mädchen zur

Frau zu nehmen, das nach langen Jahren treuer Freundschaft aus freiem Willen in die schon fast belagerte Stadt hereinkam, um ihr Schicksal mit dem meinen zu teilen». Im Weiteren traf er einige Verfügungen über seine Hinterlassenschaft und ernannte «meinen treuesten Parteigenossen Martin Bormann» zum Testamentsvollstrecker. Das Dokument schloss mit den Worten: «Ich selbst und meine Gattin wählen, um der Schande des Absetzens oder der Kapitulation zu entgehen, den Tod. Es ist unser Wille, sofort an der Stelle verbrannt zu werden, an der ich den grössten Teil meiner täglichen Arbeit im Laufe eines zwölfjährigen Dienstes an meinem Volk geleistet habe.» Noch am Vormittag wurden drei Boten mit jeweils einem Exemplar sowohl von Abschriften der Heiratsurkunde als auch von Hitlers letzten Verfügungen losgeschickt; eines war für Dönitz bestimmt, ein weiteres für Feldmarschall Schörner und das dritte für die Parteizentrale in München.

Einem der Boten, dem Chef des Deutschen Nachrichtendienstes, Heinz Lorenz, übergab Goebbels unmittelbar vor dem Verlassen des Bunkers einen eilig gefertigten «Anhang zum politischen Testament des Führers». Darin legte er dar, warum er sich entschlossen habe, in Berlin zu bleiben. Er könne es aus menschlichen Gründen, führte er aus, «niemals über das Herz bringen, den Führer in seiner schwersten Stunde allein zu lassen». In dem «Delirium von Verrat» ringsum müsse es wenigstens einige geben, «die bedingungslos und bis zum Tode zu ihm halten». Als Vorbild, so glaube er, könne er dem deutschen Volk den besten Dienst erweisen. Das Schreiben schloss mit den Worten: «Aus diesem Grund bringe ich mit meiner Frau und im Namen meiner Kinder, die zu jung sind, um sich selber äussern zu können, die sich aber, wenn sie das nötige Alter dazu besässen,

vorbehaltlos dieser Entscheidung anschliessen würden, meinen unverrückbaren Entschluss zum Ausdruck, die Reichshauptstadt, auch wenn sie fällt, nicht zu verlassen und eher an der Seite des Führers ein Leben zu beenden, das für mich persönlich keinen Wert mehr besitzt, wenn ich es nicht im Dienst für den Führer und an seiner Seite zum Einsatz bringen kann.»

Am 29. April, einem strahlenden Frühlingssonntag, meldete der Führungsstab Nord, dass der Häuserkampf im Zentrum von Berlin «Tag und Nacht» tobe. Zu dieser Zeit waren nur noch das engere Regierungsquartier, der Tiergarten, ein schmaler Streifen vom Bahnhof Zoo in westlicher Richtung bis zur Havel sowie einige kleinere Stützpunkte in deutscher Hand. Der Bericht sprach darüber hinaus von «Meutereien» im Südraum sowie von «schärfstem Durchgreifen» und dementierte die von einer Münchener Rundfunkstation verbreitete Nachricht, «dass der Führer gefallen sei». Ein Funkspruch an Keitel befahl noch einmal «blitzschnelles und stahlhartes» Vorgehen und forderte «Wenck, Schörner und andere» auf, ihre «Treue zum Führer durch schnellen Entsatz unter Beweis (zu) stellen». Etwas später hatte sich Krebs mit Jodl verbinden lassen, doch brach das Gespräch mitten im Satz ab, weil, wie sich bald ergab, der Fesselballon abgeschossen worden war, der die funktelefonische Verbindung mit dem Bunker herstellte.

Zur Mittagslage verlangte Hitler nach Wilhelm Mohnke, um Auskunft über den neuesten Frontverlauf zu erhalten. Mohnke legte eine Karte der Berliner Innenstadt vor und erläuterte in dürren Worten: «Im Norden steht der Russe kurz vor der Weidendammer Brücke. Im Osten am Lustgarten.

Im Süden am Potsdamer Platz und am Luftfahrtministerium. Im Westen im Tiergarten, dreihundert bis vierhundert Meter vor der Reichskanzlei.» Als Hitler wissen wollte, wie lange Mohnke noch halten könne, bekam er zur Antwort: «Höchstens zwanzig bis vierundzwanzig Stunden, mein Führer, nicht länger.»

Darauf gab Hitler seinem Hundeführer, Feldwebel Fritz Tornow, den Befehl, die Schäferhündin Blondi zu vergiften. Das Tier dürfe nicht den Russen in die Hände fallen, sagte er, der bloße Gedanke daran mache ihn krank. Noch wichtiger war ihm offenbar, die Wirkung der Blausäure zu erproben, die in den vergangenen Wochen reihum verteilt worden war. Seit dem Verrat Himmlers war er nicht mehr sicher, dass das von der SS beschaffte Gift mit der Plötzlichkeit, auf die es ihm ankam, den Tod herbeiführe. Doch als Tornow die Ampulle mit einer Zange über dem aufgesperrten Rachen des Hundes zerdrückte, fiel das Tier «wie vom Blitz getroffen» zur Seite. Kurz darauf kam Hitler, wie einer der Augenzeugen berichtet hat, zum Bunkerausgang, um «von dem Hund Abschied» zu nehmen. Bei der Rückkehr in den Tiefbunker, wird von anderer Seite versichert, habe er «wie seine eigene Totenmaske» ausgesehen und sich «wortlos ... in seinem Zimmer eingeschlossen». Unterdessen erschoss Tornow oben, nahe dem Gartenausgang, auch die fünf Welpen.

Im Bunker breitete sich eine merkwürdig leere Stille aus. Wer immer zu einem Bericht zu erscheinen oder eine Meldung zu überbringen hatte, machte sich so rasch wie möglich wieder davon. «Jeder hat Angst gehabt, da unten zu bleiben», heisst es in den Aufzeichnungen des Bunkertelefonisten Rochus Misch, die Atmosphäre sei «wie in einem Sargkasten» gewesen. Die regelmässigen Konferenzteilneh-

mer sassen ratlos herum und ergingen sich in wirren Planspielen. Kaum einer glaubte daran, dass halbwegs geordnete Operationen noch möglich seien, und tatsächlich waren die meisten Kampfverbände, ungeachtet aller Befehle aus dem Bunker, längst dazu übergegangen, den Widerstand nach eigenem Gutdünken zu organisieren.

Schon um dem Höhlenkoller zu entgehen, verliess von Zeit zu Zeit, wer immer gerade nicht benötigt wurde, den stickigen Lagekorridor und begab sich in den höher gelegenen Vorbunker oder hinüber in die Keller der Reichskanzlei. Ein Teil der Räume war inzwischen für die Sicherungskompanie der Leibstandarte sowie für Schutzsuchende aus der Umgebung frei gemacht worden, ein grösserer Trakt als Lazarett hergerichtet, in dem mehr als dreihundert meist Schwerverwundete Aufnahme gefunden hatten. Zwei Ärzte mit Schwestern und Helfern eilten über die Gänge und versorgten die Kranken. Während die einen an blutverschmier-ten Tischen operierten, schafften die anderen die Toten oder auch grosse Wannen mit amputierten Gliedmassen durch das unbeschreibliche Gedränge zum Bunkerausgang. Und dazwischen zahllose Amtsträger der Partei, Verwaltungs-offiziere oder hohe Beamte, die aus den treuen Diensten, die sie dem Regime geleistet hatten, den Anspruch auf besonderen, ihrem Rang angemessenen Schutz ableiteten. Die chaotisch überfüllten Raumfluchten waren die gleichsam schwarze Kulisse für die «Weltuntergangsstimmung», von der ein anderer Bericht spricht, wo «alle versuchten, ihren Jammer mit Alkohol zu betäuben. Die besten Weine, Liköre und Delikatessen wurden den grossen Vorräten entnommen.» Auch hier wiederum sah jeder sich, wo immer er hinkam, in ein Gespräch hineingezogen, «wann und wie man sich selber töten sollte», und einer der Bunkerinsassen beschrieb sich

«als Bewohner eines Leichenschauhauses», in dem die Toten vorspiegelten, noch am Leben zu sein.

Gegen halb elf Uhr entstand plötzlich Bewegung im Konferenzzimmer. Eine Ordonnanz kam und meldete, dass über einen zufällig abgehörten Kurzwellensender die Nachricht vom Tod Mussolinis eingegangen sei. Zwei Tage zuvor war der Duce, zusammen mit seiner Geliebten Clara Petacci, in einer Ortschaft am Comer See aufgegriffen und am folgenden Tag ohne lange Umstände erschossen worden. Doch grössere Sorge noch machte Hitler das Nachspiel, von dem die Rede war. Verschiedentlich hatte er die Befürchtung geäußert, von den Sowjets nach Moskau geschafft und in einem «Affenkäfig» dem wütenden Pöbel als «Panoptikumsfigur» dargeboten zu werden. Jetzt weckte und verstärkte Mussolinis Ende dieses Schreckbild. Denn die Leichen waren nach Mailand geschafft und an einer Tankstelle auf dem Piazzale Loreto kopfüber aufgehängt worden, wo eine schreiende Menge sie geschlagen, bespuckt und mit Steinen beworfen hatte.

Die Meldung legte sich bedrückend auf die noch immer ins Leere wartende Runde. Bereits am Abend hatte Hitler, als rechner er doch wieder mit dem Entsatz der Hauptstadt, einen Funkspruch an Jodl absetzen lassen, der aus fünf verzweifelten Fragen bestand: «Es ist mir sofort zu melden:

1. Wo sind die Spitzen von Wenck? 2. Wann greifen sie weiter an? 3. Wo ist die 9. Armee? 4. Wohin bricht die 9. Armee durch? 5. Wo sind die Spitzen von Holste?»

Als Stunde um Stunde keine Antwort kam und der Rest an Zuversicht in Einsilbigkeiten dahinschwand, erhob sich Hitler plötzlich und ging ins Konferenzzimmer hinüber, um sich von seinen engeren Mitarbeitern zu verabschieden. Goebbels hatte sich mit seiner Frau eingefunden, Burgdorf

und Krebs waren da, Mohnke, Rattenhuber und Hewel, ferner die Sekretärinnen, Hitlers Diätköchin, Fräulein Manziarly, sowie einige höhere SS-Dienstgrade, zwanzig Personen insgesamt. Hitler gab jedem die Hand und machte dem einen oder anderen gegenüber auch eine persönliche Bemerkung, doch waren bei dem Lärm der Maschinen, die den Bunker mit Strom und Frischluft versorgten, seine fast geflüsterten Worte kaum zu verstehen. An alle gewandt, sagte er, dass er den Russen nicht in die Hände fallen wolle und sich folglich entschlossen habe, seinem Leben selber ein Ende zu setzen. Er entbinde jeden der Anwesenden von seinem Eid und hoffe, dass sie die englischen oder amerikanischen Linien erreichten. Zu Rattenhuber äusserte er, er bleibe an dem ihm vorbestimmten Ort in der Reichskanzlei und werde «hier ewige Wache» halten.

Gegen drei Uhr nachts traf endlich die lang erwartete Antwort von Keitel und Jodl ein. In Anlehnung an Hitlers Fragenkatalog gab sie in vier nüchternen Sätzen den verlangten Bescheid: «1. Spitze Wenck liegt südlich Schwielowsee fest. 2. 12. Armee kann daher Angriff auf Berlin nicht fortsetzen. 3. 9. Armee mit Masse eingeschlossen. 4. Korps Holste in die Abwehr gedrängt.» Hinzugefügt war ein Satz, der die Aussichtslosigkeit der Gesamtlage beschrieb: «Angriffe auf Berlin an keiner Stelle mehr fortgeschritten.»

Am folgenden Morgen, dem 30. April, setzte bereits um fünf Uhr in der Frühe schweres Artilleriefeuer ein und holte die Bunkerbewohner aus dem Schlaf. Rund eine Stunde später sah sich Mohnke in den Tiefbunker bestellt. Übernächtigt, in Morgenmantel und Hausschuhen, sass Hitler auf dem Stuhl neben seinem Bett. Er blickte ruhig auf und fragte, wie lange noch gehalten werden könne. Als Mohnke entgegnete: Nicht länger als ein paar Stunden, da die Russen

rundum bis auf einige hundert Meter herangekommen, wenn auch für den Augenblick zum Stehen gebracht seien, meinte Hitler, die westlichen Demokratien seien dekadent und würden den unverbrauchten, straff geführten Völkern des Ostens unterliegen. Dann gab er Mohnke die Hand und sagte: «Alles Gute! Ich danke Ihnen. Es war nicht nur für Deutschland!» Um sieben Uhr kam Eva Braun zum Bunker-
ausgang, wie einer der Wachposten überliefert hat, um, wie sie sagte, «noch einmal die Sonne (zu) sehen», und einige Zeit darauf erschien, schattenhaft im Halblight des Treppenaufgangs, auch Hitler selber. Doch als der Beschuss wieder stärker wurde, machte er noch auf einer der oberen Stufen kehrt und verschwand in der Dunkelheit.

Gegen Mittag trat die Lagekonferenz zum letzten Mal zusammen. General Weidling trug vor, dass die sowjetischen Truppen den Sturm auf den Reichstag eröffnet hätten und einzelne Vorhuten bereits in den Tunnel an der Vossstrasse, in unmittelbarer Nähe der Reichskanzlei, eingedrungen seien. Da von den Verbänden keine Lageberichte mehr kämen, habe er seine Informationen, wie schon verschiedentlich, den Meldungen ausländischer Rundfunksender entnehmen müssen. Die Stadt sei nicht länger zu verteidigen, sagte er. Auf den Zusatz hin, vielleicht sollte er, der Führer, noch versuchen, «hier rauszukommen» und bei Potsdam zur Armee Wenck durchzubrechen, erwiderte Hitler, das sei zwecklos: «Meine Befehle werden ohnehin von niemandem ausgeführt.» Als Weidling nach einer Anweisung für den Fall verlangte, dass sämtliche Munitionsreserven erschöpft seien, zog Hitler sich mit der Bemerkung, er werde niemals kapitulieren und untersage ihm wie jedem Truppenführer die Kapitulation, zu einem abschliessenden Konklave mit General Krebs zurück. Und jetzt erst, zu längst überfälliger

Stunde, genehmigte er für einzelne Einheiten den Ausbruch, den er während der vergangenen Wochen jedem Verband verweigert hatte. Wenig später wurde Weidling der letzte «Führerbefehl» zugestellt. Er lautete:

«Im Falle des Munitions- und Verpflegungsmangels bei den Verteidigern der Reichshauptstadt gebe ich mein Einverständnis zum Ausbruch. Es ist in kleinsten Gruppen auszubrechen und Anschluss an die noch kämpfende Truppe zu suchen. Wo dieser nicht gefunden wird, ist der Kampf in kleinen Gruppen in den Wäldern fortzusetzen.»

Nach dem Ende der Besprechung kam Hitler als letzter aus dem Konferenzraum. Er trat auf Otto Günsche zu und wiederholte, dass er den Russen weder tot noch lebendig in die Hände fallen dürfe. Er werde sich, nicht anders als «Fräulein Braun», wie er charakteristischerweise noch immer sagte, selber das Leben nehmen. Er wolle verbrannt werden und «für immer unentdeckt» bleiben. Dann nahm er Günsche das Versprechen ab, alle erforderlichen Vorkehrungen für die Beseitigung seiner sterblichen Überreste zu treffen. Die Anordnung war ihm offenbar so wichtig, dass er sie auch schriftlich erliess. Unmittelbar darauf liess Günsche sich mit dem Chauffeur Hitlers, Erich Kempka, verbinden, der sein Büro im unterirdischen Garagentrakt nahe der Reichskanzlei hatte, und forderte ihn auf, auf schnellstem Wege soviel Benzin wie möglich zu beschaffen, zur Not auch auf die Tanks der abgestellten Fahrzeuge zurückzugreifen. Als Kempka fragte, wozu dergleichen benötigt werde, erwiderte Günsche, er wolle darüber am Telefon nichts sagen. Etwas später kamen unter dem Feuerhagel sowjetischer Geschütze, in den Schutz von Mauervorsprüngen und Erdaufschüttungen gedrückt, einige SS-Mannschaften und stellten eine Anzahl Benzinkanister im Vorbunker ab.

Gegen vierzehn Uhr nahm Hitler in Gesellschaft seiner Sekretärinnen und seiner Diätköchin die letzte Mahlzeit ein. Er gab sich nach den zahlreichen Ausbrüchen und Krampfanfällen dieser Tage ruhig und beherrscht, und auf eine der Sekretärinnen wirkte die kleine Runde um den Tisch in Hitlers Wohnraum wie «ein Bankett des Todes». Schon am Abend zuvor hatte Hitler ihr eine der Kupferpatronen überreicht, in denen die Giftampullen verwahrt wurden, und dazu bemerkt, er wisse wohl, dass dies ein armseliges Abschiedsgeschenk sei. Wider Erwarten war Eva Braun nicht erschienen.

Mit den Worten: «Nun ist es soweit, es ist zu Ende», hob Hitler die Tafel schon nach kurzer Zeit auf und ging zu Goebbels hinüber. Den unabweislich näher rückenden Tod vor Augen, hatte der Mann, der sich gern als «Letzter der Getreuen» bezeichnete, die Schwüre von Ehre und Untergang doch noch beiseitegeschoben und drang plötzlich auf Hitler ein, Berlin zu verlassen. Hitler aber wiederholte aufs neue alle, zum Teil von Goebbels selber vorgebrachten Argumente und stellte ihm vermutlich auch die Frage, mit der er in diesen Tagen mehrfach schon die Überredungsversuche der einen oder anderen abgewehrt hatte: Wo er denn hinsolle und dass er nicht gewillt sei, «auf den Strassen irgendwie zugrunde zu gehen». Am Schluss sagte er: «Doktor, Sie kennen meinen Entschluss. Dabei bleibt es!» Goebbels selber hingegen, beschied er ihn zuletzt, bleibe es anheimgestellt, zusammen mit seiner Frau und seinen Kindern aus Berlin fortzugehen. Doch diesmal widersprach Goebbels und versicherte, er werde nicht von der Seite des Führers weichen.

Dem einen Abschied folgte der nächste. Als er Goebbels und dessen inzwischen hinzugekommene Frau zur Tür ge-

leitete, stiess Hitler auf seine persönliche Ordonnanz Heinz Linge. Linge bat um seinen Abschied, und Hitler sagte, er solle mit den anderen versuchen, nach Westen zu gelangen. Auf die Frage des schlichten Mannes, wozu und für wen er sich irgendwohin durchschlagen solle, erwiderte Hitler: «Für den kommenden Mann!» Nachdem Linge etwas über die Treue und dass sie den Tod überdauere hervorgebracht und den Arm zum Gruss gereckt hatte, ging Hitler in seine privaten Räume hinüber.

Wenig später betrat er an der Seite seiner Frau den Konferenzkorridor. Im einfachen Uniformrock, mit dem Eisernen Kreuz an der linken Brustseite und dem Verwundetenabzeichen aus dem Ersten Weltkrieg, trat er vor seine engsten Mitarbeiter, die sich diesmal zu einer Art offiziellem Abschied eingefunden hatten. Goebbels, seine Frau und Bormann machten den Beginn der Reihe, dann kamen die Generale Krebs und Burgdorf, Botschafter Hewel sowie der Verbindungsoffizier der Marine im Hauptquartier, Vizeadmiral Hans-Erich Voss. Den Abschluss bildeten Rattenhuber, Günse, Högl und Linge sowie die Sekretärinnen. Nachdem er das Aufgebot an der Seite seiner Frau abgesprochen hatte, ohne viel auf die teils formelhaft kargen, teils atemlos vorgebrachten Worte zu erwidern, verschwand er allein in seinen Räumen, während Eva Braun für einen Augenblick zu Magda Goebbels hinüberging. Im Vorbunker versammelten sich unterdessen einige von Günse herbeibefohlene SS-Offiziere des Führerbegleitkommandos.

Nicht zweifelsfrei zu klären ist, ob Hitler erst jetzt oder bereits vor dem Abschiedsdefilee seinen Flugkapitän Hans Baur rufen liess. Als Baur zusammen mit seinem Stellvertreter Georg Betz den Raum betrat, ergriff er dessen Hände, dankte ihm für seine jahrelange Ergebenheit und sprach so-



Einige Köpfe aus Hitlers Entourage während der letzten Tage: Johann Rattenhuber, SS-General und Chef des Reichssicherheitsdienstes, eines rund 250 Mann umfassenden Kommandos zum persönlichen Schutz Hitlers; Otto Günsche, persönlicher Adjutant Hitlers; Heinz Linge, Hitlers Ordonnanz, sowie Gertraud «Traudel» Junge, eine der vier Sekretärinnen, die bis zuletzt im Bunker blieb.

dann noch einmal von der Feigheit und Verräterei, die ihm dieses Ende bereitet hätten; jetzt könne er nicht mehr. Auf Baur's Versuch, ihn ein letztes Mal zum Ausbruch zu überreden, es stünden einsatzfähige Maschinen mit einer Reichweite von elftausend Kilometern bereit, um ihn in eines der arabischen Länder, nach Südamerika oder Japan zu fliegen, winkte Hitler resigniert ab: Er mache Schluss. Man müsse den Mur haben, die Konsequenzen zu ziehen. Morgen schon, sagte er, würden ihn Millionen verfluchen. «Aber das Schicksal wollte es nicht anders.»

Dann bat er auch Baur, alles Nötige für die Verbrennung der Leichen zu tun: «Seine und seiner Frau Überreste dürfen auf keinen Fall den Schweinen in die Hände fallen», wie es Mussolini ergangen sei. Vor dem Auseinandergehen



schenkte er Baur das Bild Friedrichs des Grossen von Anton Graff, mit dem er in den zurückliegenden Wochen oftmals gedankenverlorene Zwiesprache gehalten hatte; einmal war er von einem der Telefonisten des Bunkers beobachtet worden, wie er zur Nachtzeit bei einer vom Lüftungszug unruhig flackernden Kerze in seinem Wohnraum gesessen und in einer Art «Trancezustand» auf das Bild gestarrt hatte. Als Baur sich zum Gehen wandte, kam Hitler auf seinen Eingangsgedanken zurück. Auf seinen Grabstein, sagte er, müsse man die Worte setzen, er sei «ein Opfer seiner Generale» gewesen.

Noch einmal wurde der Gang der Dinge aufgehalten. Denn unvermittelt erschien Magda Goebbels, «in Tränen aufgelöst», auf der Szene und verlangte «äusserst erregt», den Führer zu sprechen. Hitler war darüber sichtlich ungehalten, doch liess er sich schliesslich von Günsche überreden, die verzweifelte Frau zu empfangen. Als glühende Bewunderin Hitlers hatte Magda Goebbels vor geraumer Zeit bereits den Entschluss gefasst, ihre Kinder, wenn es zum Äussersten käme, mit in den Tod zu nehmen. Die fortge-

setzten Versuche von allen Seiten, sie davon abzubringen, waren erfolglos geblieben, und selbst dem Drängen Hitlers hatte sie ein starres Nein entgegengesetzt. Sie könne ihren Mann, hatte sie eingewandt, nicht allein sterben lassen, und wenn sie mit ihm in den Tod gehe, müssten auch die Kinder sterben. Inzwischen war sie, wie Goebbels selber auch, doch noch schwankend geworden. Erregt redete sie ein letztes Mal auf Hitler ein, Berlin zu verlassen, während ihr Mann draussen vor der Tür blieb. Aber Hitler wollte nun nichts mehr davon hören. Mit wenigen Worten lehnte er ihre Bitte ab, und «nach etwa einer Minute», heisst es in dem Bericht Günsches, zog sie «sich weinend zurück». Auch Artur Axmann kam noch einmal angelaufen und wollte dringend den Führer sprechen, aber Günsche bedeutete ihm, dass er strikten Befehl habe, niemanden mehr vorzulassen.

Im Bunker breitete sich wieder, wie an den Vortagen, eine lastende Stille aus, überall sassen einzelne oder kleine Gruppen herum und warteten ab. Doch als könne dieses Leben, das die längste Zeit von abgründigen Inszenierungseinfällen bestimmt gewesen war, nicht ohne einen grellen Effekt enden, setzte in diesem Augenblick in der Kantine des Vorbunkers ein Tanzvergnügen ein, in dem sich die wochenlange Nervenanspannung der Bunkerbewohner löste: Die so lange befolgten, wenn auch zuletzt sichtlich vernachlässigten Regeln der strikten Disziplin brachen jetzt in einem übermächtigen Gefühl von Erleichterung und Ende zusammen. Aus den Lautsprechern tönte ausgelassene Musik, und wie fern sie auch herüberkam, war sie doch bis in die äussersten Winkel des unterirdischen Labyrinths zu vernehmen. Eine Ordonnanz wurde nach oben geschickt, um für Ruhe zu sorgen, der Führer, richtete der Bote aus, sei im Begriff zu

sterben. Aber keiner der meist betrunkenen Kantinengäste nahm die Aufforderung zur Kenntnis, und das Zechgelage ging weiter.

Was dann geschah, hat sich nicht eindeutig ermitteln lassen. Einige Zeugen berichten, gegen halb vier Uhr einen einzelnen Schuss gehört zu haben. Die Sekretärin Gertraud Junge, die nach der Verabschiedung durch Hitler die oberen Räume aufsuchen wollte, um der Enge, Stickigkeit und melodramatischen Stimmung im Tiefbunker zu entkommen, lief auf einem Treppenabsatz in die verloren herumhockenden Goebbels-Kinder. Sie beschaffte ihnen etwas zu essen, las ihnen zur Ablenkung auch ein paar Geschichten vor und versuchte, ihre immer neuen, angstvollen Fragen zu beantworten. Plötzlich, hat sie sich erinnert, sei ein Pistolenschuss zu hören gewesen, und der neunjährige Helmuth habe fröhlich aufgeregt gerufen: «Volltreffer!» Andere Zeugen dagegen haben, vor allem unter Hinweis auf die unausgesetzt stampfenden Dieselmotoren und die summenden Ventilatoren, jedes wahrnehmbare Geräusch bestritten.

Im grossen und kleinen Lagerraum jedenfalls wartete während der ganzen Zeit in mühsam unterdrückter Unruhe die Runde, die an der Verabschiedung teilgenommen hatte, bis Linge, der im Wachraum bei einigen eilig heruntergeschütteten Gläsern Schnaps Trost gesucht hatte, das Zimmer vor Hitlers Wohnräumen betrat. Auf den Pulvergeruch hin, den er, seiner Behauptung zufolge, augenblicklich wahrnahm, ging er in den Korridor zu Bormann und sagte: «Herr Reichsleiter, es ist passiert!»

Beide begaben sich daraufhin, gefolgt von Günsche, in den Raum nebenan. Hitler sass zusammengesunken und mit offenen Augen, den Kopf etwas vornübergeneigt, auf dem geblühten Sofa. An seiner rechten Schläfe klaffte ein münz-

grosses Loch, von dem ein blutiges Rinnsal die Wange heruntergelaufen war. Auf dem Boden lag eine Walther-Pistole vom Kaliber 7.65 mm. Daneben hatte sich eine Lache gebildet, und die hintere Wand war mit Blutspritzern übersät. Neben ihm hockte in einem blauen Kleid, mit angezogenen Beinen und zusammengepressten, bläulich verfärbten Lippen, seine Frau. Ihre Pistole lag unbenutzt vor ihr auf dem Tisch. Es roch nach Pulverqualm und Bittermandeln. Einige Beteiligte haben behauptet, dass Hitler offenbar, dem Rat eines der Bunkerärzte, Dr. Werner Haase, folgend, eine Blausäure-Ampulle zerbissen und sich gleichzeitig in die Schläfe beziehungsweise, nach abweichender Version, in den Mund geschossen habe. Der SS-General Rattenhuber wiederum hat aus dem Hörensagen von hier und dort geschlossen, dass Hitler lediglich Gift genommen habe und anschliessend von einem Dritten, aufgrund eines zuvor erteilten Befehls, erschossen worden sei. Der wirkliche Hergang ist nicht mehr aufklärbar.

Da höchste Eile geboten war, ging Günsche nach einem Augenblick gelähmten Gedenkens zu den Wartenden im Lageraum, schlug leicht die Hacken zusammen und sagte: «Ich melde: Der Führer ist tot!» Mit unbewegten Mienen folgten ihm Goebbels, Krebs, Burgdorf und die anderen in Hitlers Arbeitszimmer, wo Linge schon dabei war, den Toten in eine Decke zu hüllen. Zusammen mit Högl trug er Hitlers Leiche am Spalier der kleinen Trauergesellschaft vorbei in das grosse Konferenzzimmer, die Beine hingen, wie der eine und andere der Beteiligten überliefert hat, aus der Decke heraus und schaukelten leblos hin und her. Dahinter folgte Bormann mit der Leiche der Frau.

Als erster fand Goebbels die Sprache wieder. Er werde jetzt nach oben zu seinem Ministerium am Wilhelmplatz ge-

hen, erklärte er, und so lange umherlaufen, bis eine Kugel seinem Leben ein Ende mache. Während alle in schuldiger Ergriffenheit das Geschehene beredeten und besorgt das Weitere erörterten, kam plötzlich der Leiter des Kraftwagenparks, Erich Kempka, in den Raum gestürzt. Ahnungslos, wie er war, stellte er Günsche zur Rede und wollte wissen, was das Durcheinander zu bedeuten habe und ob Günsche «wahnsinnig» geworden sei, bei dem wilden Artilleriefeuer die Lieferung von einigen Kanistern Benzin zu verlangen. Als Günsche ihn zur Seite nahm und, noch immer vom Entsetzen gezeichnet, sagte: «Der Chef ist tot!», starrte Kempka ihn fassungslos an. «Wie konnte das passieren?» rief er seinem eigenen Bericht zufolge. «Gestern habe ich doch noch mit ihm gesprochen! Er war gesund und völlig aufgeschlossen!»

Nachdem er seinen ersten Schock überwunden hatte, schloss sich Kempka am Fuss der Treppe den Trägern an, die den Leichnam Hitlers nach oben schafften, während Günsche den Körper der Frau übernahm. Am Gartenausgang gab es einigen Aufenthalt, weil die Geschosseinschläge Linge, Högl und die übrigen immer wieder zurücktrieben. Erst nach mehreren Anläufen gelang es ihnen, die Toten wenige Meter vom Bunker entfernt niederzulegen. Dann trat Bormann heran, schlug die Decke über Hitlers Gesicht zurück, verharrte für ein paar Sekunden und drängte sich anschliessend ins Geschiebe am Ausgang zurück. Trotz der fortdauernden Beschiessung und der lodernden Brände ringsum, unter dem Hagel von Splittern, Mauerbrocken und herumfliegendem Erdschutt, leerten sie schliesslich bis zu zehn Kanister des bereitgestellten Benzins über den Toten aus. Dann warfen sie brennende Zündhölzer hinterher, die aber im herrschenden Feuersturm immer wieder erloschen.

Günsche hatte bereits, um endlich voranzukommen, eine Handgranate beschafft, doch zog Linge einige Formulare aus seinem Ärmelaufschlag und drehte sie zu einer papiernen Fackel zusammen. Als das Schiessen für kurze Zeit schwächer wurde, entzündete er sie und schleuderte sie weit ausholend zu den Leichen hinüber.

Mit einem lauten Verpuffungsknall schlug unmittelbar darauf eine mächtige Stichflamme hoch, und die Versammelten standen stramm. Nacheinander traten sie dann im Innern des Treppenaufgangs bei zeitweilig geschlossener Tür nach vorn und hoben den Arm zum Hitlergruss. Schwarzer Qualm und aufwirbelnder Schutt hüllten die Feuerstelle ein, und das letzte, was sie durch den Türspalt beobachteten, war, wie die Körper erst zusammenschrumpften und einzelne Gliedmassen sich dann in der Glut gespensterhaft aufbäumten.

Um die gleiche Zeit liefen sowjetische Truppen unter dem wütenden Widerstand der Verteidiger gegen den nahen Reichstag an. Aus irgendeinem Grund, der auf dunkle Weise mit dem Brand des Gebäudes Ende Februar 1933 und dem nachfolgenden Prozess gegen die angeblich kommunistischen Brandstifter zusammenhing, hatte die sowjetische Führung nicht die Reichskanzlei oder das Brandenburger Tor, sondern die leerstehende Ruine am Königsplatz zum «Wahrzeichen Berlins» erkoren. Schon an der Oder waren an mehrere Einheiten besondere Fahnen für die Eroberung des «deutschen Kreml» ausgegeben worden.

Noch vor dem Morgengrauen hatten die sowjetischen Truppen mit dem Angriff gegen das auf allen Seiten vermauerte Gebäude begonnen, waren aber im Feuer, zumal aus

der Ruine der nahen Krolloper, liegengeblieben. Mit einem grossen Aufwand an Panzern, Geschützen und Raketenwerfern, die teilweise in den oberen Stockwerken des gegenüberliegenden Innenministeriums in Stellung gebracht worden waren, hatten sie den Sturm im Lauf des Vormittags wiederholt, ohne weiter als bis zum gefluteten Durchstich des Eisenbahntunnels zu gelangen. Auch ein neuerlicher, nach massiver Artilleriesvorbereitung zur Mittagszeit vorgezogener Angriff war im Feuer gescheitert, so dass die sowjetische Führung beschloss, den Anbruch der Dunkelheit abzuwarten. Erst diesmal gelang es einigen wenigen Angreifern, bis an die Stufen des Reichstags vorzudringen und mit Hilfe zweier flach gerichteter Mörser eine Öffnung in das Mauerwerk zu schiessen. Innerhalb kurzer Zeit füllte sich die Eingangshalle mit nachrückenden Einheiten, die überallhin ausschwärmten und in tiefster Finsternis Zimmer für Zimmer und Stockwerk für Stockwerk erkämpften.

Erst um Mitternacht Moskauer Zeit war das «Banner Nr. 5» des LXIX. Gardeschützenkorps, das den Sturm auf den Reichstag angeführt hatte, von einer Eskorte ausgewählter Soldaten mit Parteizugehörigkeit auf dem Dach des Reichstags gehisst worden. Später stellte sich heraus, dass einige Artilleristen schon wenige Minuten früher eine Fahne auf dem Gebäude aufgepflanzt hatten, doch wurde ihre Tat als «inoffiziell» erklärt. Auch das bei Tageslicht nachgestellte Foto von der Flaggenhissung zeigt die «offizielle» Mannschaft. Weitab von der Wirklichkeit und in poetisch ungenauer Tonlage heisst es im Bericht des zuständigen Kommandeurs General Perewjorkin: «Erst am Abend, als die Sonne zu sinken begann und mit ihrem rötlichen Strahl den ganzen Horizont beleuchtete, hissten zwei unserer Soldaten die Fahne des Sieges auf der ausgebrannten Kuppel.»



Das offizielle, aber nachgestellte Foto der Flaggenhissung auf dem eroberten Berliner Reichstag, aufgenommen von dem berühmten sowjetischen Fotografen Jewgeni Chaldej.

In Wahrheit dauerten die Kämpfe zumal in den labyrinthischen Kellerverliesen, in denen die Sowjettruppen wie blind herumtappten und oftmals ins gegenseitige Feuer gerieselten, bis in die Mittagsstunden des 2. Mai mit unverminderter Härte an. Als den Verteidigern die Munition ausging, rangen sie im Dunkeln mit Messern, Spaten und Gewehrkolben Mann gegen Mann weiter. Das Hauen und Stechen hielt noch an, als auf dem nahe gelegenen Pariser Platz bereits die Aufräumarbeiten begannen und in den oberen Stockwerken des Reichstags einzelne Rotarmisten daran gingen, ihre Namen in die Wände zu kratzen. Zuletzt, während draussen herbeikommandierte Hausfrauen anrückten, um das Pflaster mit Birkenreisig zu fegen, setzten die Sowjettruppen in den Kellergewölben Flammenwerfer ein. Erst damit kam der Kampf ans Ende.

Nicht jedoch der Krieg. Die von den Sowjets seit Wochen verbreitete Behauptung, dass die Einnahme des Reichstags das Ende des Krieges bedeute, galt allenfalls noch im symbolischen Sinn. Als Marschall Schukow im Lauf des 30. April General Tschuikow mit der Frage bedrängte, ob er zur Feier des 1. Mai, wie vorgesehen, ganz Berlin erobert haben werde, erhielt er zur Antwort, dass der unerwartet heftige, noch immer anhaltende Widerstand der Deutschen «keine Hoffnung auf eine baldige Kapitulation» erlaube. Die taktischen Missgriffe vor den Seelower Höhen verlangten noch einmal einen Preis.

Am Nachmittag wurde bei Rattenhuber abermals Benzin angefordert, da die Leichen am Gartenausgang des Bunkers selbst jetzt noch nicht vollständig verbrannt seien. Kaum war es eingetroffen, kamen Wachposten nach oben, leerten es über den herabgebrannten Kadavern aus oder warfen die offenen Kanister vom Bunker her kurzerhand zu den Toten

hinüber. Als der SS-Unterführer Hermann Karnau am frühen Abend zu der Verbrennungsstelle kam, waren nur noch die Skelette zu erkennen. Bei seinem Versuch, sie mit dem Fuss in eine Erdvertiefung zu befördern, fielen sie in ganzer Länge, wie von Geisterhand berührt, zu einem flachen Aschenhaufen zusammen. In seiner Unruhe ging Karnau gegen acht Uhr ein weiteres Mal an die Stelle, doch flogen da, wie er ausgesagt hat, «schon die einzelnen Flocken im Wind».

Das Ende bleibt ungewiss. Günsche hat versichert, er habe am frühen Abend einen SS-Dienstgrad mit der Beseitigung der Überreste Hitlers und Eva Braun-Hitlers beauftragt, und bald darauf sei ihm auch Vollzug gemeldet worden. Aber weder er noch einer der übrigen Beteiligten hat sich unbegreiflicherweise durch Augenschein vom Ausgang des von Hitler selbst erteilten Verbrennungsauftrags überzeugt. Auch General Baur nicht, dem Hitler ebenfalls das Versprechen abgenommen hatte, für die restlose Beseitigung der Leichen zu sorgen. Nur Bormann und Rattenhuber, heisst es in einer Aussage, seien nach Einbruch der Dunkelheit kurz am Bunkerausgang erschienen. Einem anderen Zeugen zufolge wurden die Rückstände nach Einbruch der Nacht auf eine Zeltplane geschoben, in einen nahen Granattrichter hinabgelassen, Erde darauf geschüttet und mit einem Holzpfehl festgestampft. Aber niemand vermag zu sagen, ob der seit nahezu zwanzig Stunden unvermindert anhaltende Beschuss mit Granaten und Flammenöl derartig aufwendige Verrichtungen überhaupt erlaubte.

Von Rattenhuber wird berichtet, er habe bei seinem späten Besuch am Ort der Verbrennung unter Tränen gesagt: «Zehn Jahre habe ich dem Führer gedient, und jetzt liegt er hier.» Tatsächlich konnte der Bruch kaum schroffer sein. In

einem der pathetisch hochgezogenen Bilder seines Endes hatte Hitler seine Begräbnisstätte in gebieterischer Höhe auf dem Dach des Glockenturms gesehen, der das neugestaltete Donauufer seiner Heimatstadt Linz beherrschen sollte; nun fand er sein Grab in einer Trümmerwüste hinter der zerstörten Reichskanzlei, eingestampft in das vom Dauerbeschuss umgepflügte Erdreich zwischen zersprengten Betonbrocken, Schuttbergen und aufgehäuften Unrat.

SECHSTES KAPITEL

Der Wille zum Untergang

Erst das Ende eines Lebens oder einer historischen Erscheinung, heisst es, bringe die wahren Antriebselemente zum Vorschein, die dafür bestimmend waren. Zu den Fragen, die Hitlers Abgang aufgeworfen hat, zählt, ob er sich bei dem Pistolenschuss, mit dem er am Nachmittag des 30. April 1945 aus dem Leben ging, als gescheitert angesehen hat. Die Antwort ist keineswegs so offenkundig, wie es auf den ersten Blick erscheint, und jeder nachdenklichere Beobachter hat Zweifel daran vorgebracht.

Denn was sich zumal in den letzten Monaten vor dem Mai 1945 ereignete, waren nicht nur die unvermeidlichen Schrecken einer totalen Niederlage: zerstörte Städte, Millionen auf der Flucht, Chaos überall. Vielmehr schien bis in die späten Zuckungen des offensichtlich längst besiegten Reiches eine lenkende Energie am Werk, die darauf wirkte, dass nicht nur der Krieg verlängert wurde, sondern das Land buchstäblich unterging.

Schon im Herbst 1944, als die Gegner sich den deutschen Grenzen näherten, hatte Hitler eine Anzahl von Befehlen ausgegeben, die das auf den Rückzügen in Ost und West verschiedentlich angewendete Prinzip der «Verbrannten Erde» auf das Reichsgebiet ausweiteten. Alle Einrichtungen, ordnete er mit wachsendem Nachdruck an, die der Aufrechterhaltung des Lebens dienten, müssten zerstört werden: die

Industriewerke und die Versorgungsanlagen, die Kanalisationssysteme, Eisenbahnstrecken und Telefonverbindungen; jede Brücke war zu sprengen, jeder Bauernhof niederzubrennen, und selbst die Kunstdenkmäler und historischen Bauwerke sollten nicht davon ausgenommen sein. Einige Monate später, am 19. März 1945, hatte Hitler sodann im sogenannten «Nerobefehl» unter dem bezeichnenden Titel «Zerstörungsmassnahmen im Reichsgebiet» seine Absicht, eine «Zivilisationswüste» zu schaffen, noch einmal offen bekräftigt: «Alle militärischen, Verkehrs-, Nachrichten-, Industrie- und Versorgungsanlagen sowie Sachwerte innerhalb des Reichsgebiets, die sich der Feind für die Fortsetzung seines Kampfes irgendwie sofort oder in absehbarer Zeit nutzbar machen kann, sind zu zerstören.» Mehrere Durchführungsbestimmungen legten die Einzelheiten fest.

Vielerorts wurde daraufhin unverzüglich mit der Demolierung von Fabriken, Förderbetrieben oder Lebensmittellagern begonnen, die Sprengung von Gleisanlagen sowie die Unbrauchbarmachung von Wasserstrassen durch die Versenkung zementbeladener Frachtkähne vorbereitet. Gleichzeitig wurde, wie schon beim Durchbruch der amerikanischen Verbände im Westen, die Praxis verschärft, ganze Städte und Landstriche zu evakuieren, obwohl die führungslos herumirrenden Massen das Durcheinander in den Frontgebieten nur vermehrten und alle militärischen Operationen behinderten. Als einer der Generale versuchte, Hitler den sogenannten Räumungserlass auszureden, weil man nicht Hunderttausende ohne Transportmittel, Verpflegung, Unterkunft und was sonst alles nötig sei, querfeldein loschicken könne, wandte er sich wortlos ab. Ein «Flaggenbefehl» ordnete an, dass in Häusern, die eine weisse Fahne heraushängten, alle männlichen Bewohner auf der Stelle zu er-

schliessen seien. Der Kampf, hiess es in einer Weisung von Ende März, sei «auf das fanatischste zu aktivieren. Irgendwelche Rücksichten auf die Bevölkerung können hierbei zur Zeit nicht genommen werden.»

Man missversteht diese Befehle, wenn man sie als letztes, verzweifeltes Mittel zur Verteidigung angesichts eines übermächtig heranrückenden Gegners versteht. Sie waren vielmehr allezeit Hitlers erstes und bevorzugtes Mittel gewesen, der Demolierungsvorsatz nichts anderes als der Ausdruck seiner authentischen Stimme. Jetzt wurde sie wieder hörbar. Schon in einem der Kampflieder der aufsteigenden Bewegung, das «alles in Scherben» zu schlagen verhies, hatte sie sich vernehmlich gemacht, war dann aber, nach der Eroberung der Macht, von den Parolen nationaler Ehre, von Friedensbeteuerungen und später, während der ersten Kriegsjahre, vom Fanfarenlärm der Sondermeldungen übertönt worden. Die innenpolitischen Gegner des Regimes hatten bereits im Verlauf der dreissiger Jahre die Refrainzeile des Liedes vorausblickend umgedichtet: «Denn heute zerstören wir Deutschland und morgen die ganze Welt!» Mit den Befehlen zur «Verbrannten Erde» trat dieser Vorsatz wieder offen hervor.

Wie tief der Zerstörungswille hinter den taktisch gebotenen Verstellungen vor allem während der Friedensjahre wirksam geblieben war, kam nicht nur in Hitlers zum Ende hin unablässig geäusserten Selbstvorwürfen über seine vielen Nachgiebigkeiten zum Ausdruck oder in dem von Goebbels bezeugten Bedauern, nicht mehr «kaputtgeschlagen» zu haben. Im Verlauf der Lagebesprechung vom 27. April, als das Gespräch sich der Frage zuwandte, was alles nach dem Endsieg besser zu machen sei, hatte sich einmal auch der Kampfkommandant der «Zitadelle» und SS-Gruppen-

führer Wilhelm Mohnke mit einer zynisch klingenden Bemerkung zu Wort gemeldet: «Was wir 1933 wollten», wandte er sich an Hitler, «haben wir nicht ganz geschafft, mein Führer!» Doch Mohnke war kein Zyniker und die Lage schon gar nicht zu irgendeinem, auch erbittertem Hohn angetan. Als einer der radikalen Prätorianer des Regimes hatte er vielmehr nur zum Ausdruck gebracht, was hinter allen Maximen über die «Rettung der Welt» stets unüberhörbar geblieben war: den grenzenlosen Destruktionswillen, der die eigentliche Wahrheit über Hitler und seine verschworenen Gefolgsleute ausmachte. Zeit ihres Aufstiegs und ihrer Herrschaft hatten sie Feinde benötigt, von Feindschaften ihr Selbstbewusstsein hergeleitet, durch sie sich geradezu definiert und, wo sie fehlten, alles Erdenkliche darangesetzt, sie sich zu schaffen. Damit waren sie keineswegs gescheitert.

Man hat es denn auch auf Hitlers Seite nicht nur mit Erbitterung und Schrecken zu tun. Vielmehr waren es komplizierte Erfüllungsgefühle, die gerade im Desaster nach oben kamen und ihn dazu brachten, die nahende Niederlage als historisches Untergangsspektakel zu inszenieren. Schon im März hatte Goebbels auf einer Pressekonferenz erklärt: «Wenn wir untergehen sollten, dann wird mit uns das ganze deutsche Volk untergehen, und zwar so ruhmreich, dass selbst noch nach tausend Jahren der heroische Untergang der Deutschen in der Weltgeschichte an erster Stelle steht.»

Die Absicht, sich als Mythos ins Bewusstsein der Welt einzukratzen, war das andere beherrschende Motiv für Hitler und seine engste Gefolgschaft. Der Totenfeier, die sie sich gleich vorgeschichtlichen Stammesfürsten ausrichteten, brachten sie ungezählte Menschenleben dar, die Statistiken der letzten Kriegswochen nennen, im Durchschnitt

jedes Tages, mehrere zehntausend Opfer. Die frühzeitig eingeschlossene 9. Armee, deren Befehlshabern Hitler das mehrfach vorgebrachte Ausbruchsverlangen ein ums andere Mal abgeschlagen hatte, bis sie Ende April sinnlos unterging, ist dafür nur ein Beispiel; ein anderes, ungleich grösseres, der zum «weltanschaulichen Vernichtungskampf» gesteigerte Krieg nach Osten, dessen Beginn bezeichnenderweise das Einsatzzeichen für die grossangelegten Ausrottungsmassnahmen gegen die sogenannten Minderrassen war, gegen die Slawen und insbesondere gegen die Juden.

Das Regime ist dabei um so radikaler zu Werke gegangen, je aussichtsloser die Lage wurde. Mitunter hat es seinen Vernichtungswillen sogar über das Ende hinaus zu verlängern versucht. Selbst Grossadmiral Dönitz, der sich gern als überaus korrekter, wenn auch strenger Befehlshaber sah, hat sich nicht gescheut, Mörder zu belobigen. In einem «Geheimen Tagesbefehl» vom 19. April 1945 hat er einen Oberfeldwebel der Marine seiner «vollen Anerkennung» versichert und als Beispiel gewürdigt, der in einem australischen Gefangenenlager einige deutsche Mitgefangene, die sich als Hitlergegner zu erkennen gegeben hatten, «planvoll», wie es wörtlich heisst, «und von der Bewachung unauffällig umlegen» liess. Dergleichen war kein Einzelfall. Nicht selten gewinnt man den Eindruck, als habe Hitlers Vorsatz des Zugrunde-richtens im Fortgang der Zeit zunehmend in die Breite gewirkt. In zahlreichen Reden und Gesprächen hat er von der Alternative «Weltmacht oder Untergang» gesprochen. In Wahrheit gab es die Alternative nicht. Seine Intention zielte lediglich auf unterschiedliche Formen der Zerstörung.

Die Verzweiflungsausbrüche der letzten Wochen täuschen nur den oberflächlichen Blick. Desgleichen das selbstbetrügerische Hantieren mit Geisterarmeen, die falschen



Das Regime setzte alles daran, dass mit dem Ende der eigenen Herrschaft das Land buchstäblich unterging. Ein Gefallener auf den Stufen des Osttrakts der Reichskanzlei Anfang Mai 1945.

Siegessignale oder die vielvermerkte Hoffnung, das eigene Leben mindestens tageweise zu verlängern. Dergleichen war im Spiel. Aber stärker noch waren der Welthass und der Vernichtungsdrang, die sich in Hitlers Anordnungen zumal seit Kriegsbeginn, befreit von allen Rücksichtnahmen, offenbarten. Einem Bericht des zeitweiligen Generalstabschefs Franz Halder zufolge hat Hitler schon im Verlauf des Feldzugs gegen Polen auf der Bombardierung des übergabereifen Warschau bestanden und sich am Feldstecher mit geradezu gierigem Blick von den Bildern der Vernichtung erregen lassen, später dann die Zerstörung von Paris erwogen, auch von Moskau und Leningrad, und sich mit einer Art Lust die verheerenden Wirkungen ausgemalt, die ein Angriff mit Bomben oder Raketen in den Strassenschluchten von Manhattan haben musste.

Zu viele seiner Zerstörungsaaffekte waren ins Leere gegangen. Jetzt endlich, als das Reich in Stücke barst, kam er mit diesem tiefsten Bedürfnis doch noch zum Zuge, und man kann sicher sein, dass ihm das Untergangsgeschehen der letzten Wochen stärkere Befriedigung schenkte als irgendeiner der flüchtigen Siege von ehemals. Schon die Zerstörungen des Bombenkriegs hatte er mit dem Bemerkten begrüsst, zwar hätten sich die alliierten Luftflotten nicht an die Pläne zur Neugestaltung der deutschen Städte gehalten, doch ein Anfang sei immerhin gemacht – und was daran ironisch klang, war kalter Ernst gewesen.

Gewiss liegt die Vermutung nahe, dass er den Schlussakt gern grandioser ausgerichtet hätte, weniger ratlos, opernhafter womöglich auch, sowie mit einem grösseren Aufwand an Pathos, Grauen und apokalyptischem Salut. Aber es war doch ein Abgang von erinnerungswürdigem Zuschnitt. Der Ruhm jedenfalls, den er ein Leben lang gesucht

hatte, war niemals nur der eines Staatsmanns gewesen, des Herrschers über einen autoritären Wohlfahrtsstaat oder der des grossen Feldherrn. Für jede dieser Rollen war, neben vielem anderen, zuviel Wagner und zuviel Untergangsverlangen in ihm. Als Halbwüchsiger hatte er im Stehparkett der Linzer Oper erstmals einer Aufführung des «Rienzi» beige-wohnt, der Geschichte eines spätmittelalterlichen Empörers und Volkstribunen, der am tragischen Unverständnis der Welt zerbricht und schliesslich Tod und Selbstvernichtung wählt. «In jener Stunde begann es!» hat er noch Jahrzehnte später glücklich bekannt. Jetzt, wieder einige Jahre weiter, endete es mit kaum geringeren Hochgefühlen.

Die Wendung gegen das eigene Volk, die er damit vollzog, hat Hitler nicht nur in Kauf genommen, sondern sich mit wachsender Radikalität sogar zu eigen gemacht. Schon am 27. November 1941, als bei Beginn der Winterkatastrophe vor Moskau erstmals die Möglichkeit des Scheiterns aufgetaucht war, hatte er gleich zwei ausländischen Besuchern gegenüber erklärt, das deutsche Volk solle «vergehen und ... vernichtet werden», wenn es einmal «nicht mehr stark und opferbereit genug» sei, sein «Blut für seine Existenz einzusetzen», er werde ihm «keine Träne nachweinen». Und zu Albert Speer hatte er am 19. März 1945 «in eisigem Ton» gesagt: «Wenn der Krieg verlorenght, wird auch das Volk verloren sein. Es ist nicht notwendig, auf die Grundlagen, die das deutsche Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen. Im Gegenteil ist es besser, selbst diese Dinge zu zerstören. Denn das Volk hat sich als das schwächere erwiesen, und dem stärkeren Ostvolk gehört ausschliesslich die Zukunft. Was nach diesem Kampf übrigbleibt, sind ohnehin nur die Minderwertigen, denn die Guten sind gefallen.»

Allen seinen Entscheidungen war spätestens seit Stalin-grad und der Wende des Krieges immer auch das Motiv enttäuschten Hasses gegen die Deutschen beigemischt. Es hat die gesamte Strategie der letzten Phase bestimmt, angefangen von der ständig wiederholten Weigerung, gegen die absehbaren Durchbrüche gegnerischer Armeen Auffangstellungen zu bilden, bis hin zur Ardennenoffensive vom Dezember 1944, für die er von der Ostfront starke Verbände abzog, um mit Hilfe der «Russendrohung» den Widerstandswillen der lange kriegsmüden Bevölkerung zu mobilisieren. Schon zwei Jahre zuvor hatte er erklärt, er werde notfalls die Vierzehnjährigen zu den Waffen rufen, denn es wäre «immer noch besser, sie fielen im Kampf gegen den Osten, als dass sie bei einem verlorenen Krieg zermartert oder in niederster Sklavenarbeit geschunden würden». Die Leute, ereiferte er sich jetzt, machten im Westen einfach die Panzersperren auf und hängten, allen Strafankündigungen zum Trotz, weiße Fahnen zu den Fenstern hinaus, ein ganzes Korps sei spurlos verschwunden: «Es ist schandbar!» Was noch an Kriegführung verblieb, entwickelte sich denn auch mehr und mehr zur Strafaktion gegen das eigene Volk. Es sollte, wie er annähernd vier Jahre früher versichert hatte, «vergehen und vernichtet werden», und er selber wollte, den «ewigen Regeln» vom Überlebenskampf gehorchend, nach Kräften dazu beitragen.

Allem begründbaren Ermessen zufolge war es dieser geschäftig betriebene Untergangswille, der Hitler bis zuletzt aufrechterhalten hat. In der Tat steht die von allen Zeugen beschriebene Hinfälligkeit der Erscheinung – die krumme Haltung, der schlurfende Gang und die zunehmend ermüdete Stimme – in einem absurd anmutenden Gegensatz zu Hitlers von denselben Beobachtern vermerkten Durchset-

zungsenergie-eine «kuchenverschlingende Ruine», wie ihn einer der Bunkerbewohner bezeichnet hat, aber von nach wie vor suggestiver, niemals angezweifelter Autorität. Mitte März war der Danziger Gauleiter Forster im Bunker erschienen, hatte sich panisch und verzweifelt im Vorzimmer darüber ausgelassen, dass die Russen mit einer gewaltigen Streitmacht und elfhundert Panzern vor der zur Festung erklärten, aber gänzlich verteidigungsunfähigen Stadt erschienen seien, vier ganze Tigerpanzer stünden auf eigener Seite dagegen, er werde Hitler die Hoffnungslosigkeit der Lage darstellen und eine klare Entscheidung erzwingen. Doch schon nach kurzer Zeit kam Forster «völlig verwandelt» aus Hitlers Arbeitsraum zurück, der Führer werde Danzig retten, sagte er, da gebe es «nichts zu zweifeln». Und der SS-General Karl Wolff, der am 18. April mit ähnlichen Absichten gekommen war, sah sich von allem beschwörenden Zureden durch die grossartigen Pläne abgebracht, die Hitler ihm für die kommende Zeit entwickelte.

Auffällig bleibt, aufs Ganze gesehen, die bei aller advokatorischen Überredungsmacht Hitlers unverkennbare Erstarrung im Politischen. Überdeutlich tritt sein Unvermögen hervor, über die engsten militärischen Zwecke hinauszudenken. Im Verlauf der dreissiger Jahre hatte er mit immer neuen Überraschungsmanövern sowie mit einer Mischung aus Drohungen und Wohlverhaltensschwüren Erfolg auf Erfolg gehäuft und binnen unglaublich kurzer Zeit sein erstes Etappenziel, die Zerstörung des europäischen Mächtesystems, erreicht. Bereits ab Ende 1937 jedoch erweckt sein Verhalten den Eindruck, als sei er dieser billigen Triumphe überdrüssig und wolle endlich wieder zu dem «einen Prinzip» des Schlagens um jeden Preis zurück, dem er, wie er sich in einer Rede rühmte, sein Leben lang gefolgt war.

Jedenfalls kam seither, noch vor Ausbruch des Krieges, keine einzige politische Initiative mehr von ihm. Hochmütig liess er 1938 die ebenso einzigartige wie feige Geste der Westmächte auf der Konferenz von München vorübergehen und zeigte sich nur verärgert darüber, dass sie ihm den Krieg verdarben, den er damals bereits wollte. Desgleichen gab es, zumal nach den Siegen über Polen und, im Jahr darauf, über Frankreich, mehrfach die Chance, dem Reich eine Art Hegemonie über Europa zu sichern. Doch Hitler sah den Mantel nicht, der da vorüberrauschte, und noch weniger griff er jemals zu. Fast schien es, als setzten ihn die militärischen Erfolge in Verlegenheit, weil er einer Lage ohne Krieg nichts abgewinnen konnte.

Die Einsicht, dass eine lange Friedenszeit, wie er im August 1939 seinen Generalen erklärte, «nicht guttun würde», stand vermutlich auch hinter der völligen politischen Abstinenz der folgenden Jahre. Alle Ratschläge seiner Umgebung sowie von ausländischen Politikern wie Mussolini, Horthy oder Laval, die Kriegslage auf ihre diplomatischen Möglichkeiten zu prüfen, blieben vergeblich. Zwar hat er, vor allem seit dem Wendepunkt des Krieges im Winter 1942/43, die Fortsetzung des Kampfes immer wieder mit dem Argument begründet, dass der Bruch der «widersinnigen Koalition zwischen Bolschewismus und Kapitalismus» unmittelbar bevorstehe und dann erst der Zeitpunkt für aussichtsreiche Verhandlungen gekommen sei. Aber wann immer sich eine Gelegenheit bot, die Entzweiung der gegnerischen Mächte voranzubringen, hat er sie ungenutzt vorübergehen lassen, und Goebbels schrieb missgestimmt in sein Tagebuch, er dränge und dränge, doch habe man «manchmal den Eindruck, als lebte er in den Wolken». Sebastian Haffner hat daran die Überlegung geknüpft, dass

Hitler alle konstruktive Phantasie des Staatsmanns gefehlt und er, zumindest seit den späten dreissiger Jahren, auch jede taktische Beweglichkeit eingebüsst habe. Nichts anderes als dieser «Mangel seiner Begabungsausstattung» sei schliesslich zur Ursache seines Scheiterns geworden.

Man kann noch weiter gehen und zu dem Urteil kommen, dass er zeitlebens nur ein hochgekommener Bandenführer war, gewaschen zwar mit allen Wassern eines verwegenen Gassen-Machiavellismus, dem keiner der umständlichen und besorgten Politiker auf der europäischen Szene gewachsen war. Doch eben diese völlige Bedenkenlosigkeit der Mittel wie der Zwecke hat ihm eine Zeitlang zu seinen vielbestaunten Erfolgen verholfen. Wie ein Bandenführer verfolgte er keine Absicht, die über die Idee des Niedermaehens und Zusammenraffens hinausging. Die Auseinandersetzung jedenfalls, die er mit wachsendem Mutwillen gegen nahezu die ganze Welt begann, hatte bezeichnenderweise, wie schon seine Generale und später alle Beobachter nicht ohne Verblüffung wahrgenommen haben, kein halbwegs beschreibbares Kriegsziel. Im Februar 1941, als er sich noch in der Vorstellung wiegte, den Feldzug gegen die Sowjetunion bereits im kommenden Herbst beendet zu haben, forderte er, in Sorge vor dem drohenden Frieden, von Jodl die «studienmässige Bearbeitung» eines Aufmarschs gegen Afghanistan und Indien.

So hat denn auch, wer je von ihm erfahren wollte, worauf es mit dem Krieg hinausollte, nur die überspannten Visionen von «unendlichen Räumen» zu hören bekommen, die Tiraden von unermesslichen Rohstoffvorkommen, Hilfsvölkern und «ewig blutenden Grenzen». Nicht einmal die Vermerke vom Februar und April 1945, die eine Art Postskriptum seiner Herrschaftsvision bildeten, enthalten den ge-

ringsten Hinweis darauf, dass er in den eroberten Gebieten je etwas anderes gesehen hat als Aufmarschgebiete für weitere Eroberungen – zäh, unersättlich und richtungslos, einzig unterworfen dem verlorengegangenen, doch von ihm, wie er meinte, wiederaufgerichteten «Urgesetz» des Daseins vom Recht des Stärkeren. Als sein Aussenminister ihn im Herbst 1943 dazu überreden wollte, einen Moskauer Friedensvorstoss nicht ins Leere laufen zu lassen, antwortete er achselzuckend: «Wissen Sie, Ribbentrop, wenn ich mich heute mit Russland einige, packe ich es morgen wieder an – ich kann halt nicht anders.»

Er wolle, hat Hitler bei Gelegenheit bemerkt, als ein Mann in die Geschichte eingehen, «wie es ihn nie gegeben hat». Die Umstände seines Endes in jenem «Todesgewölbe», von dem einer der Bunkerbewohner gesprochen hat, die ohnmächtigen Befehle und Wutanfälle, mit denen er sich gegen die heranrückende Niederlage gestemmt hat, erwecken den Eindruck, er habe eine Vorstellung seines heillosen Scheiterns gehabt. Aber ein grosser Untergang kam, wie er glaubte, für vieles auf und war auch eine Erfüllung. Bezeichnenderweise war Hitlers letzte Willensäusserung, die noch einmal wie im Symbol den beherrschenden Antrieb seines Lebens aufdeckt, ein Zerstörungsbefehl: die am Mittag des 30. April erteilte Anweisung zur Verbrennung seiner Leiche.

SIEBTES KAPITEL

Kapitulationen

Am Abend des 30. April, nachdem die Leichen verbrannt und die Aschenreste verscharrt waren, kam die Runde der führerlos Verbliebenen zu einer ausgedehnten Beratung zusammen. Nach einigem Hin und Her schlug Bormann einen kriegsmässigen Massenausbruch mit Hilfe der einigen hundert Angehörigen der «Leibstandarte» vor, die zum Schutz der Reichskanzlei kommandiert waren. Doch Mohnke wies die Versammelten darauf hin, dass ein solches Vorhaben aussichtslos und geradezu absurd sei. Schliesslich einigte man sich, zunächst Verhandlungen mit dem sowjetischen Oberkommando aufzunehmen und General Krebs zu Tschuikow nach Tempelhof zu entsenden.

Gegen zwei Uhr nachts brach Krebs auf und war rund anderthalb Stunden später am Schulenburgring, wo Tschuikow in einer Privatwohnung Quartier genommen hatte. Überrascht, wie der sowjetische Kommandeur von dem unvermittelten Gesprächsangebot war, hatte er keine Zeit gefunden, seinen Stab zusammenzurufen, und deshalb beschlossen, die zwei Schriftsteller, mit denen er sich gerade zu Tisch setzen wollte, sowie seinen Adjutanten und einige untere Chargen als seinen engsten «Kriegsrat» auszugeben. Unter den Gästen befand sich auch der Komponist Matwej I. Blanter, der von Stalin beauftragt worden war, eine Sinfonie über die Eroberung Berlins zu verfassen. Als sich aber

herausstellte, dass Blanter keine Uniform besass und daher nicht als Offizier der Roten Armee vorgestellt werden konnte, hatte der rabiate General ihn kurzerhand in den Schrank des Sitzungszimmers gesperrt und ihm befohlen, nicht den geringsten Laut von sich zu geben.

Krebs kam nach einigen Vorreden zur Sache. Als erstem Ausländer, begann er die Unterredung, teile er dem General vertraulich mit, dass Hitler am Vortag, zusammen mit der ihm kurz zuvor angetrauten Frau, im Bunker unter der Reichskanzlei Selbstmord begangen habe. Doch Tschuikow, der bis dahin weder von der Existenz eines Bunkers auf dem Reichskanzleigelände noch von Eva Braun die geringste Kenntnis gehabt hatte und schon gar nicht über Hitlers Selbstmord unterrichtet war, gab sich unbeeindruckt und behauptete, das sei ihm bereits bekannt. Dann las ihm Krebs ein von Goebbels aufgesetztes Schreiben vor. Es meldete die von Hitler getroffene Nachfolgeregelung und regte anschliessend «Friedensverhandlungen zwischen den zwei Staaten» an, «die die grössten Kriegsverluste zu verzeichnen» hätten.

Tschuikow zögerte keinen Augenblick. Ohne viele Worte verwarf er den allzu durchsichtigen und allzu verspäteten Versuch, die Alliierten durch eine Sonderabmachung doch noch auseinanderzubringen. Dann gab es Hinhaltungen. Denn zunächst musste Marschall Schukow in Strausberg benachrichtigt werden, der wiederum Stalin aus dem Schlaf holen liess, und der eine wie der andere lehnten ebenfalls alle zweiseitigen Verhandlungen ab. Auch der Vorschlag einer einstweiligen Waffenruhe wurde zurückgewiesen, man könne, meinte Tschuikow, nur die bedingungslose Kapitulation, sei es Berlins, sei es des Reiches, insgesamt erörtern.

Wie in jeder Tragödie fehlte auch in dieser der komödien-

hafte Einschuss nicht. Denn nach einigen Stunden fiel zu aller Überraschung der vergessene Blanter, der starr und wie angenagelt in seinem Versteck ausgeharrt hatte, polternd aus dem Schrank und der Länge nach in den Sitzungsraum. Nachdem man den Ohnmächtigen versorgt und in einen der Nebenräume geschafft hatte, ging die Verhandlung ohne jede Erklärung zu dem Zwischenfall weiter. Ein längerer Streit erhob sich, als Krebs darauf verwies, dass er ohne Rücksprache mit Goebbels oder Dönitz der Kapitulationsforderung nicht nachkommen könne. Am Ende erhielt er ein aus fünf Sätzen bestehendes Papier mit den sowjetischen Bedingungen: «1. Berlin kapituliert. 2. Alle Kapitulierenden haben die Waffen niederzulegen. 3. Allen Soldaten und Offizieren wird das Leben garantiert. 4. Den Verwundeten wird Hilfe geleistet. 5. Es wird die Möglichkeit für Verhandlungen mit den Alliierten über Funk geschaffen.» Würden diese Forderungen nicht erfüllt, erklärte Tschuikow dazu, werde die Kampfätigkeit augenblicklich und mit allen Kräften wieder aufgenommen. Nach nahezu zwölf Stunden machte Krebs sich auf den Rückweg in die Reichskanzlei.

Goebbels war empört. Er habe, sagte er, Berlin vor Jahren gegen die Roten erobert und werde die Stadt «bis zum letzten Atemzug gegen die Roten verteidigen. Die wenigen Stunden», fügte er hinzu, «die ich noch als deutscher Reichskanzler zu leben habe, werde ich nicht dazu benutzen, meine Unterschrift unter eine Kapitulationsurkunde zu setzen.» Angesichts der verstörten, aufgeregt durcheinanderredenden Runde, die sich nur darüber einig war, alle Verhandlungen abubrechen und keine weiteren Schritte zu unternehmen, entschloss sich Hans Fritzsche, einer der höheren Beamten des Goebbelsministeriums, zu einem Kapitulationsangebot auf eigene Faust.



Während in der Stadt noch gekämpft wird, regelt eine Rotarmistin am 1. Mai 1945 den Verkehr in den Strassen Berlins.

Fritzsche ging in sein Büro am Wilhelmplatz hinüber und formulierte ein Schreiben an Marschall Schukow. Noch ehe es fertiggestellt war, stürmte plötzlich der betrunkene General Burgdorf in den Raum und fragte zornbevend, ob Fritzsche tatsächlich die Absicht habe, den Russen die Stadt zu übergeben. Als Fritzsche bejahte, schrie Burgdorf, dann müsse er ihn erschiessen, da der Führerbefehl, der jede Kapitulation verbiete, noch immer gültig und Fritzsche überdies

als Zivilist ohne jede Verhandlungsbefugnis sei. Mit unsicherer Hand hob er seine Pistole, doch der Rundfunktechniker, der ihn zu Fritzsche geführt und in der Tür gewartet hatte, schlug dem General im letzten Augenblick die Waffe aus der Hand, so dass der Schuss in die Zimmerdecke ging. Wenig später wurde Burgdorf von einigen herbeigeeilten Mitarbeitern des Ministeriums überwältigt und in den Bunker unter der Reichskanzlei zurückgebracht.

Unmittelbar darauf schickte Fritzsche zwei seiner Beamten über die Linien auf die sowjetische Seite hinüber und folgte kurz danach selber. Weniges macht die verworrene Lage in der Stadt, in der die Kämpfe zumindest stellenweise mit unverminderter Heftigkeit weitergingen, deutlicher als die Vereinbarung, die er binnen kurzer Zeit mit dem sowjetischen Oberkommando traf. Danach sollte er im Namen, wenn auch ohne jede Ermächtigung der deutschen Regierung über den Rundfunk bekanntgeben, dass die sowjetische Seite die Kapitulation angenommen habe. Darüber hinaus werde er den «Befehl» erteilen, die Kämpfe einzustellen und die Truppen samt Waffen und Ausrüstung in Gefangenschaft zu übergeben.

Inzwischen hatte sich jedoch auch der Stadtkommandant von Berlin, General Weidling, entschlossen, das längst sinnlos gewordene Blutvergiessen zu beenden. Um keinen Widerspruch herauszufordern, hatte er im Bunker nur wenige Personen seines Vertrauens von seiner Absicht unterrichtet. Die Auffassung von Goebbels war ihm ohnehin bekannt, und General Krebs war beim Abschied mit der Bemerkung zu ihm hingetreten: «Es gibt nur verzweifelte Männer, keine verzweifelten Lagen.»

Am Abend des 1. Mai forderte Weidling seine Truppen auf, die Kampfhandlungen zu beenden. Einige Minuten

nach Mitternacht liess er fünfmal hintereinander einen offenen Funkspruch über die gegnerischen Linien senden: «Hier LVI. deutsches Panzerkorps! Hier LVI. deutsches Panzerkorps! Wir bitten, das Feuer einzustellen! Um 2.50 Berliner Zeit entsenden wir Parlamentäre auf die Potsdamer Brücke. Erkennungszeichen weisse Flagge vor rotem Licht. Wir bitten um Antwort! Wir warten!»

Kurz darauf meldete sich die andere Seite: «Verstanden! Verstanden! Übermitteln Ihre Bitte an Chef des Stabes!» Wiederum wenig später liess Tschuikow sein Einverständnis funken, und zur angegebenen Zeit traf Weidling in Begleitung dreier Stabsoffiziere am Schulenburggring ein. Als Tschuikow fragte, wo sich Krebs befinde und ob er unterrichtet sei, wusste Weidling nichts Näheres zu erwidern. Auf die weitere Frage, ob sein Befehl zur Feuereinstellung allen Einheiten bekannt sei, entgegnete Weidling, dass er zu einzelnen, zumal kleineren Verbänden keine Verbindung habe und die SS-Einheiten nicht seiner Kommandogewalt unterständen. Vermutlich, fügte er hinzu, würden mancherorts die Kämpfe schon deshalb fortgesetzt, weil Goebbels angeordnet habe, den Tod des Führers aus Gründen der Kampfmoral vorläufig geheimzuhalten. Dann bat ihn Tschuikow, einen Kapitulationsbefehl zu verfassen, doch lehnte Weidling ab. Aus der Gefangenschaft, erklärte er, könne er keine Befehle erteilen. Als der Streit sich hinzog, erlitt er einen Nervenzusammenbruch. Kaum war der General wieder zu sich gekommen, einigte man sich auf einen Aufruf, der mit Lautsprechern an sämtlichen noch umkämpften Plätzen verkündet werden sollte. Weidling schrieb:

«Berlin, den 2. Mai 1945. Am 30. April 1945 hat der Führer Selbstmord begangen und damit alle, die ihm Treue geschworen hatten, im Stich gelassen. Getreu dem Befehl

des Führers ward ihr, deutsche Soldaten, bereit, den Kampf um Berlin fortzusetzen, obwohl eure Munition zur Neige ging und die Gesamtlage den weiteren Widerstand sinnlos machte. Ich ordne die sofortige Einstellung jeglichen Widerstandes an. Jede Stunde, die ihr weiterkämpft, verlängert die entsetzlichen Leiden der Zivilbevölkerung Berlins und unserer Verwundeten. Im Einvernehmen mit dem Oberkommando der sowjetischen Truppen fordere ich euch auf, sofort den Kampf einzustellen. Weidling, ehemaliger Befehlshaber des Verteidigungsbereiches von Berlin.»

Erst damit bekam der konfuse, gleichsam nach Freikorpsart fortgesetzte Widerstand das Zeichen zur Aufgabe. Am Vortag hatten Goebbels und Bormann endlich auch Dönitz vom Tod Hitlers unterrichtet. Fälschlicherweise war ihm am Abend des 30. April einzig mitgeteilt worden, dass er anstelle des abgesetzten Reichsmarschalls zum Führernachfolger ernannt sei. In Wahrheit hatte Hitler dem Grossadmiral lediglich das Amt des Reichspräsidenten sowie das des Obersten Befehlshabers der Wehrmacht übertragen, nicht hingegen das des Kanzlers. Die Absicht, die Goebbels und Bormann leitete, war nicht nur, Hitlers Tod so lange wie möglich geheimzuhalten. Vielmehr setzten sie mit ihrer Irreführung auch die gewohnten Machtraufereien fort. Denn beide befürchteten, der ebenfalls nach Schleswig-Holstein ausgewichene Himmler könnte sich die Tatsache, dass Goebbels in Berlin so gut wie handlungsunfähig war, zunutze machen und darauf dringen, von Dönitz zum Kanzler ernannt zu werden. Der Grossadmiral würde aber, so rechneten sie, das Amt nicht hergeben, solange er sich selber für den von Hitler eingesetzten Kanzler hielt.

Nachdem der Funkspruch abgesetzt war, widmete sich Goebbels den wenigen verbliebenen Kanzlergeschäften. Er

führte die eine und andere Unterredung, leistete einige Unterschriften und zog sich anschliessend zurück, um sein seit Jahren geführtes Tagebuch abzuschliessen. Am Ende formulierte er eine Art Bilanz und machte sich in einem sieben Seiten langen Traktat daran, die Politik zu rechtfertigen, die er mit Hitler über die Jahre hin geführt hatte und deren wortmächtiger Anwalt er gewesen war.

Nach etwa einer Stunde trat Goebbels aus seinem Zimmer und übergab das Manuskript seinem Staatssekretär Werner Naumann mit der Bitte, es aus Berlin herauszuschaffen und der Nachwelt zu übermitteln. Zwar kam dieser postume Auftritt nicht zustande, weil Naumann die Seiten, wie er behauptet hat, in den Wirrnissen der Fluchttagge verlor. Doch fällt es nicht schwer, das Plädoyer wenigstens umrisshaft aus jenen Texten zu rekonstruieren, die Goebbels seit langem und in den letzten Wochen verstärkt abgefasst hat.

Den Beginn machte auch diesmal gewiss wieder die Kette der Rechtfertigungen, die er ihrem Tun seit je unterschoben hatte, angefangen vom Willen zur Verteidigung der europäischen Kultur mitsamt den Verdammungsurteilen über den Westen, der aus blindem Hass gegen das Reich die tödlich drohenden Gefahren geleugnet und den alten Kontinent den asiatischen Horden ausgeliefert habe, bis hin zur Kritik an den eigenen Reihen, die nicht nur vom Dauerverrat der alten Schichten geschwächt, sondern auch unfähig zum totalen Krieg gewesen seien. Und das alles begleitet und gesteigert durch die hochgezogenen Bilder vom Weltenringen zwischen den luziferischen Mächten des Abgrunds auf der einen und den Heerscharen der Ordnung wie der Gerechtigkeit auf der anderen Seite mit Hitler als dem Feldherrn-Messias. Es war noch einmal der stete Rückgriff auf religiöse Wendungen und Metaphern, mit denen er, fast

zwanzig Jahre zurück, den Führermythos begründet und übermächtig gemacht hatte. In kürzester Zeit, so mochte er, wie manches Mal bereits, blasphemisch geschlossen haben, wenn Europa bolschewistisch geworden sei, werde man sich des Führers verlangend erinnern, weil er noch einmal den Weg nach Golgatha beschritten und sein Leben hingegeben habe zur Erlösung der Welt.

Am Abend ging Magda Goebbels zu ihrer Wohnung im Vorbunker hinüber. Mehrfach bereits war sie mit Hitlers Begleitarzt Dr. Stumpfegger und dem Adjutanten der SS-Sanitätsverwaltung Dr. Kunz zusammengetroffen, um in Erfahrung zu bringen, wie ihre Kinder rasch und schmerzlos getötet werden könnten. Auch hatte sie Hanna Reitsch ein Schreiben an ihren Sohn aus erster Ehe, Harald Quandt, mitgegeben, das ihre Entscheidung zu begründen versuchte. Sie habe sich entschlossen, schrieb sie, ihrem nationalsozialistischen Leben «den einzig möglichen, ehrenvollen Abschluss zu geben». Dann war sie fortgefahren: «Du sollst wissen, dass ich gegen den Willen Papas bei ihm geblieben bin, dass noch vorigen Sonntag der Führer mir helfen wollte, hier herauszukommen. Es gab für mich keine Überlegung. Unsere herrliche Idee geht zugrunde, mit ihr alles, was ich Schönes, Bewundernswertes, Edles und Gutes in meinem Leben gekannt habe. Die Welt, die nach dem Führer und dem Nationalsozialismus kommt, ist nicht wert, darin zu leben, und deshalb habe ich die Kinder hierher mitgenommen. Sie sind zu schade für das nach uns kommende Leben, und ein gnädiger Gott wird mich verstehen, wenn ich selbst ihnen die Erlösung geben werde.» Dass sie und die Familie zusammen mit dem Führer ihr Leben beenden könnten, sei «eine Gnade des Schicksals», mit der sie niemals zu rechnen gewagt habe.



Das Ehepaar Goebbels mit den sechs Kindern, die später im Bunker von Magda Goebbels getötet wurden, sowie mit ihrem Sohn aus erster Ehe, Harald Quandt. Quandt überlebte; er befand sich zu dieser Zeit in Kriegsgefangenschaft.

In einer kurzen Ergänzung hatte Goebbels hinzugefügt, er und sie alle wollten ein Beispiel geben, an dem sich Deutschland, wenn der furchtbare Krieg erst überstanden sei, wieder aufrichten könne. Er, sein Stiefsohn, solle sich nicht vom «Lärm der Welt» verwirren lassen: «Die Lügen werden eines Tages in sich zusammenbrechen, und über ihnen wieder die Wahrheit triumphieren. Es wird die Stunde sein, da wir über allem stehen, rein und makellos ...»

Am Abend des 1. Mai brachte Magda Goebbels ihre Kinder mit einem Schlaftrunk zu Bett, liess ihnen womöglich noch eine Morphiumspritze geben und träufelte ihnen anschliessend, im Beisein von Dr. Stumpfegger, Blausäure in die aufgehaltene Mäuler. Nur die älteste Tochter Helga,

die schon in den zurückliegenden Tagen unruhig gefragt hatte, was mit ihnen allen geschehen werde, scheint sich gewehrt zu haben, jedenfalls deuten die Prellungen, die der Körper des zwölf Jahre alten Mädchens aufwies, darauf hin, dass ihm das Gift nicht ohne Anwendung von Gewalt eingeflösst worden war. Grau im Gesicht und mit den Worten «Es ist vollbracht!» kam Magda Goebbels in den Tiefbunker, wo ihr Mann sie erwartete, ging mit ihm in seinen Wohnraum und legte weinend eine Patience.

Später fanden sich auch Bormann und Artur Axmann ein, und Magda Goebbels forderte sie zum Bleiben auf: «Wir wollen noch einmal so zusammensitzen», sagte sie, «wie es in der Kampfzeit üblich war.» Eine Zeitlang sassen sie um den Tisch und tauschten Erinnerungen an die Jahre aus, als sie es noch mit schwachen Gegnern und grossen Hoffnungen zu tun gehabt hatten. Dann und wann wurden die Erzählungen durch einen Bunkerbewohner unterbrochen, der zum Abschied vorbeikam. Seinem Adjutanten, dem SS-Hauptsturmführer Günter Schwägermann, hatte Goebbels schon zuvor das Versprechen abgenommen, für die Verbrennung ihrer Leichen zu sorgen.

Gegen halb neun Uhr erhob er sich unvermittelt und ging zur Garderobe hinüber. Er setzte seine Mütze auf, zog die Handschuhe an und begab sich schweigend, zusammen mit seiner Frau, vorbei an ein paar Herumstehenden, zum Bunkeraufgang. Magda Goebbels hatte Hitlers Goldenes Parteiabzeichen angelegt, das ihr drei Tage zuvor von diesem überreicht worden war. Nur einmal, schon am Fuss der Treppe, sagte Goebbels noch ein paar Worte zu dem Telefonisten Rochus Misch, der sich dort eingefunden hatte: Er brauche ihn jetzt nicht mehr. Halb schon im Abgehen fügte er hinzu: «Les jeux sont faits.»

Oben, am Ausgang angekommen, verhielt das Paar einen unmerklichen Augenblick und trat dann im Feuerschein der ringsum lodernden Brände ins Freie. Als Schwägermann vom Treppenhaus her einen Schuss zu hören glaubte, gab er den bereitstehenden SS-Männern ein Zeichen, und gemeinsam trugen sie mehrere Benzinkanister die Stufen hinauf. Da Goebbels verlangt hatte, vor der Verbrennung sicherzustellen, dass er und seine Frau tatsächlich tot seien, liess Schwägermann einen Wachposten kommen, der ein oder zwei Schüsse gegen die dicht am Ausgang liegenden Leichen richtete. Dann kamen einige Ordonnanzen hinzu, übergossen die Toten mit Benzin und steckten sie in Brand. Eine fauchende Feuerwolke hüllte gleich darauf die Körper ein, erlosch aber auch diesmal wieder nach wenigen Minuten. Doch war inzwischen jedermann mit seinem Entkommen beschäftigt, und niemand kümmerte sich mehr um die halbverkohlten Überreste im Garten der Reichskanzlei.

Nachdem sie ein paar Dinge geordnet, die wichtigsten Akten verbrannt und sich mit dem Nötigsten versorgt hatten, versammelten sich die Zurückgebliebenen im Vorbunker. Um die Räume, die während der vergangenen Monate nicht nur die Befehlszentrale des Reiches, sondern auch Hitlers private Behausung gewesen waren, dem Feind nicht unversehrt in die Hände fallen zu lassen, gab Mohnke den Befehl, den Führerbunker in Brand zu setzen. Schwägermann und einige SS-Dienstgrade schafften daraufhin noch einmal Benzin herbei, gossen es im Arbeitsraum Hitlers aus und zündeten es an. Da sie aber beim Verlassen des Bunkers die abgedichtete Stahltür verschlossen hatten und die Ventilation abgeschaltet war, konnte sich das Feuer nicht ausbrei-

ten und hinterliess nur einige geschwärzte Möbel sowie zahlreiche Brandflecken.

Unterdessen teilte Mohnke den zusammengerufenen Kommandeuren der im Regierungsviertel stationierten Einheiten die wichtigsten Ereignisse der vergangenen Stunden mit. Er unterrichtete sie über Himmlers Verrat und die Exekution Fegeleins, die Hochzeit und den Selbstmord des Ehepaars Hitler sowie der Familie Goebbels, die gescheiterten Entsatzversuche durch Wenck, Steiner, Holste und Busse sowie die ergebnislos abgebrochenen Verhandlungen zwischen Krebs und Tschuikow. Anschliessend schickte er die bestürzte Offiziersrunde, die von diesen Vorkommnissen nur vereinzelt und allenfalls gerüchtweise gehört hatte, mit dem Bemerken zu ihren Einheiten zurück, dass der Stadtkommandant General Weidling verfügt habe, die Kämpfe eine Stunde vor Mitternacht einzustellen. Jeder Verband, setzte er hinzu, solle versuchen, sich nach Norden durchzuschlagen und, wenn möglich, den Befehlsraum der Regierung Dönitz zu erreichen.

Kurz vor elf Uhr begann der Auszug der Bunkerbewohner. Krebs und Burgdorf blieben zurück. Mohnke hatte zehn Gruppen zu jeweils zwanzig oder mehr Personen gebildet. Im Abstand von wenigen Minuten kamen sie aus dem Kellerfenster unterhalb des Führerbalkons an der Reichskanzlei hervorgekrochen, überquerten den verwüsteten, von Bränden taghell erleuchteten Wilhelmplatz und verschwanden dann, rutschend und stolpernd, im schuttüberhäuften Eingang zum U-Bahnhof «Kaiserhof». An den Gleisen entlang machten sie sich gleichsam unter den russischen Linien auf den Weg zur Station «Friedrichstrasse» und von dort, so war es geplant, im U-Bahn-Tunnel unter der Spree zum Stettiner Bahnhof. Der blasse Schein der Taschen-

lampen, die einige dabei hatten, fiel auf Tote, Verwundete oder Schutzsuchende, die dicht zusammengedrängt an den Schachtwänden oder auf den Schwellen kauerten, überall lagen Uniformteile, Gasmasken, Munitionskästen und Unrathaufen herum. Nahe dem U-Bahnhof «Stadtmitte» war in einem abgestellten Wagen ein Verbandsplatz eingerichtet, in dem ein paar Ärzte bei Kerzenlicht Verwundete und Sterbende versorgten.

Die erste Gruppe mit Günsche, Hewel, Voss und den Sekretärinnen führte Mohnke selber, die zweite Rattenhuber, und der dritten Gruppe, die Naumann übernommen hatte, gehörten Baur und der in der Uniform eines SS-Generals erscheinene Martin Bormann an, der noch am Morgen Dönitz in einem Funktelegramm mitgeteilt hatte, dass er «so schnell wie möglich» zu ihm kommen werde. Hitlers Fahrer Erich Kempka führte eine Gruppe, die überwiegend aus Mannschaftsgraden und dem Personal der Reichskanzlei bestand und an die hundert Personen umfasste.

Die ursprüngliche Absicht, Verbindung untereinander zu halten, stellte sich bald als undurchführbar heraus. Schon unmittelbar nach dem Einstieg in den U-Bahnschacht riss der Zusammenhalt ab, und wenig später fielen in der lichtlosen Tunnelwelt auch die einzelnen Gruppen auseinander. Einige der Ausgebrochenen lösten sich aus ihrem Verband und versuchten an einem der Stationsaufgänge ins Freie zu kommen, wurden aber vom fortdauernden Beschuss und den Steinschauern überall in die Schächte zurückgetrieben. Der im Verlauf der Vorgespräche entwickelte Plan, durch die russischen Linien hindurchzusickern und sich im Norden der Stadt, vor oder bei Oranienburg, einer vermeintlich weiterkämpfenden Einheit anzuschließen, erwies sich angesichts der Umstände als vollkommen widersinnig.

Im Herumirren stiessen einige der am Ausbruch Beteiligten irgendwo wieder aufeinander. Bormann wurde gegen zwei Uhr nachts erschöpft und unschlüssig auf der Stein-
treppe eines Hauseingangs in der Chausseestrasse gesehen. Andere schlugen sich auf Trampelpfaden, durch Keller-
fluchten und über Hinterhöfe zu der Schultheissbrauerei an
der Schönhauser Allee durch, die als einer der vorläufigen
Sammelpunkte bezeichnet worden war. Viele kamen in den
noch immer anhaltenden, oftmals Panzer gegen Panzer ge-
führten Strassenschlachten oder Häuserkämpfen um. An
der Weidendammer Brücke fielen Högl und Hitlers zweiter
Flugkapitän Betz; Walter Hewel verübte, womöglich auf-
grund eines ihm von Hitler abverlangten Versprechens, in
der Weddinger Brauerei Selbstmord.

Eine grössere Gruppe, zu der Mohnke mitsamt seinem
Stab sowie Günsche, Baur, Linge, Rattenhuber, Voss und
andere gehörten, geriet im Lauf des folgenden Tages in so-
wjetische Gefangenschaft, wieder anderen wie Axmann,
Schwägermann oder den Sekretärinnen des Bunkers gelang
es, sich nach Westen durchzuschlagen. Als die Russen die
Reichskanzlei besetzten, stiessen sie im Tiefbunker auf die
Generale Burgdorf und Krebs, die, eine Vielzahl halbgeleer-
ter Flaschen vor sich, tot am Kartentisch sassen. Martin Bor-
mann galt lange als verschollen. Doch schon bald nach dem
Krieg gingen Hinweise um, dass er zusammen mit dem SS-
Arzt Dr. Stumpfegger in der Nähe des Lehrter Bahnhofs
Selbstmord begangen habe. Zu Beginn der siebziger Jahre
bestätigte ein Skelettfund die Aussage. Später wurden die
inzwischen eingeäscherten Überreste über der Ostsee ver-
streut.

Trotz der «Aufforderung» Weidlings, den Widerstand einzustellen, gingen an einigen Punkten der Stadt die Kämpfe während des ganzen 2. Mai weiter und endeten auch am darauffolgenden Tag noch nicht. Aber die Brände hörten auf oder erstickten in den schwarzen Rauchschwaden, die überall aus den Trümmern aufstiegen. Einen Teil der Offiziere hatte die Nachricht von der Kapitulation aufgrund der zusammengebrochenen Leitungen nicht erreicht, andere beriefen sich auf die letztergangaene Anweisung, ihre Stellung um jeden Preis zu halten, und verwiesen darauf, dass Aufrufe oder blosses Hörensagen nichts bedeuteten; als Soldaten brauchten sie Befehle.

Einige verlorene, im Ganzen immerhin nach ein paar Tausenden zählende Haufen betrachteten alle Verhandlungen als «Verrat» und waren zum Weiterkämpfen entschlossen. Noch am 2. Mai sprengte eine dieser Einheiten den Tunnel unter dem Landwehrkanal, in den sich ungezählte Verwundete und schutzsuchende Zivilisten geflüchtet hatten. Doch die grosse Katastrophe blieb aus, weil die Wassermassen sich rasch verliefen: Selbst die Natur sei des ewigen Mordens müde, sagten die Leute.

Anderswo fuhr ein Kampfverband in den unterirdischen Schächten leichte Geschütze auf und feuerte alles, was an Munition verblieben war, gegen die anstürmenden Sowjettruppen. Eine Gruppe von SS-Leuten verlangte in der Kantine ihrer Unterkunft die Ausgabe sämtlicher Alkoholvorräte und lief dann betrunken, wie es in einem Bericht heisst, «unter die Ketten der Panzer». Gespenstischerweise waren eines Morgens, kurz vor der Einnahme des Regierungsviertels durch die Sowjettruppen, alle Gebäude und Mauerreste im Umkreis der Reichskanzlei mit Hakenkreuzfahnen behängt. Der erste Verdacht richtete sich gegen eine geheime,



Am 2. Mai 1945, während an vereinzelt Punkten der Stadt noch gekämpft wird, spricht der Dichter Jewgeni Dolmatowski vor dem Brandenburger Tor zu einer Gruppe sowjetischer Soldaten.

womöglich kommunistische Widerstandsgruppe, die den Eroberern das Ziel allen Kämpfens kenntlich machen wollte. Aber bald stellte sich heraus, dass der zuständige Abschnittskommandant, der siebenundzwanzig Jahre alte, hochdekorierte Oberst Erich Bärenfänger, ein Lager mit Fahnen entdeckt und beschlossen hatte, sie dem Gegner als eine Geste der Todesbereitschaft entgegenzuhalten. «Wir haben in guten Zeiten unter dieser Flagge gekämpft», erklärte der junge Offizier, der noch an einem der letzten

Apriltage von Hitler zum Generalmajor befördert worden war, und er wisse nicht, warum er sich «schämen sollte, sie jetzt, wo es uns dreckig geht, zu zeigen». Wenige Tage später setzte Bärenfänger, um der Schande der Gefangennahme zu entgehen, zusammen mit seiner Frau seinem Leben ein Ende.

Eine Minderheit zumeist versprengter oder aufgeriebener SS-Einheiten schloss sich zuletzt zu einer Kampfgruppe zusammen und versuchte den Durchbruch durch die russischen Linien. Zu den verbissensten Verteidigern der Stadt zählten die Reste der französischen SS-Division «Charlemagne», die vor allem im Bereich des Luftfahrtministeriums erbarmungslosen Widerstand leisteten. Aber auch niederländische und skandinavische SS-Verbände sowie ein inzwischen kaum hundert Mann starkes lettisches Korps setzten sich schon deshalb bis nahe an die Selbstvernichtung zur Wehr, weil sie nie Gefangene gemacht hatten und jetzt nichts anderes als ihr eigenes Schicksal erwarteten.

Die Masse mied die Gegenden, in denen noch gekämpft wurde. Aber auch sonstwo wagte sich niemand nach Einbruch der Dunkelheit auf die Strassen. Die Nächte der zerschlagenen Stadt waren erfüllt von beängstigenden Geräuschen: dem fernen, von gewitterähnlichen Blitzen begleiteten Grollen der Geschütze, unvermittelt hochjagendem Motorenlärm, vereinzelt Feuerstößen und, nahebei, den Schreien der Frauen. Gefallene Soldaten und Zivilisten lagen zu Hunderten in den Trümmern, doch kümmerte sich niemand darum.

Wer immer dazu in der Lage war, betrachtete den Krieg als beendet. Verschiedentlich sah man verloren herumstehende Wehrmachtsangehörige, die ihre Gewehre an den Rinnsteinen zerschlugen, ihre Handgranaten blind in die

Ruinen schleuderten oder aus verlassenen Fahrzeugen die Zündkabel rissen. Noch tagelang fielen, wie von unsichtbarer Hand berührt, ganze Häuserfassaden in sich zusammen. Nur allmählich belebten sich die äusseren, vor Tagen bereits eingenommenen Bezirke mit erschöpften, von der Überlebensnot gezeichneten Menschen, die in Koffern oder Rucksäcken ein paar gerettete Habseligkeiten mit sich führten. Überall verschwanden die Parteiabzeichen, Führerbilder und Hakenkreuzfahnen. Die Nachricht, dass Hitler sich umgebracht habe, fand wenig Glauben, da die offizielle Meldung, er sei, «bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend», gefallen, der noch immer verbreiteten Vorstellung genauer entsprach.

In den eroberten, vom Kampfgeschehen entfernten Stadtbezirken entwickelte sich zusehends eine Art regelloses Lagerleben. Patrouillierende Rotarmisten in erdbraunen Kitteln zogen durch die Strassen, vorbei an ausgeglühten oder im Schwelbrand rauchenden Trümmern, dessen Schwaden noch tagelang ganze Stadtteile verdunkelten. Auf vielen Plätzen lagerten biwakierende Truppen, häufig auch weibliche Soldaten darunter, die sich zwischen verbranntem oder umgestürztem Kriegsgerät zum Erinnerungsfoto aufstellten und ihre Lederpeitschen über das Pflaster knallen liessen. Andernorts warteten Gefangene in langen Reihen auf ihr Verhör, während aus einiger Entfernung noch das Aufblitzen der Mündungsfeuer kam. Auf ihrem Vormarsch hatten die sowjetischen Einheiten ganze Kuhherden requiriert, die nun irgendwo herumstanden, bis die Tiere eins ums andere geschlachtet und von tanzenden oder singenden Mannschaften über offenen Feuern gebraten wurden. Und überall, gezogen von zottigen Steppenpferden, die kleinen Panjewagen, behängt mit billigem Beutegut: mit Töpfen und



Riesige graue Heerhaufen von Kriegsgefangenen, nach sowjetischen Angaben fast eine halbe Million, zogen am Ende der Schlacht aus dem zerstörten Berlin nach Osten.

Kleidungsstücken, Giesskannen, Akkordeons, Puppen oder was sonst alles mitgegangen war. Manchmal auch Hundegespanne. Dazwischen, unablässig kreuz und quer fahrend, motorisierte Kuriere mit strengem Ausdruck. An jeder grösseren Strassenkreuzung waren Schilder in kyrillischer Schrift aufgestellt.

Gleichzeitig strömten an ausgewiesenen Sammelplätzen Tag und Nacht die Gefangenen zusammen. Heruntergekommen und übermüdet, oftmals mit weissen Armbinden, kamen sie aus Kellern, Erdlöchern oder Kanalisationschächten hervor, viele alte Volkssturmmänner darunter,

fünfzehnjährige Flakhelfer sowie Verwundete auf Krücken oder mit hlutdurchtränkten Verbänden. Stumm reihten sie sich irgendwo ein und zogen dann, getrieben und eskortiert von siegesstolzen, vielfach bereits ordensgeschmückten Sowjetsoldaten, in riesigen, grauen Heerhaufen ab. Als die Dunkelheit hereinbrach, waren auch die Scheinwerfer wieder da: Mit aufgeblendetem Licht waren an den Ausfallstrassen allenthalben Truppenfahrzeuge und Zugmaschinen aufgefahren und tauchten die Szene in geisterhafte Helle. An den Rändern, im Schatten der Ruinen, standen kleine Gruppen meist älterer Frauen, sahen bedrückt die endlosen Kolonnen heranrücken, vorbeitrotten und irgendwo im Weiten verschwinden.

Auf die Nachricht von der Kapitulation brach in Moskau der Siegestaumel los. Unübersehbare Menschenmassen strömten auf die Strassen, schrien, warfen ihre Mützen hoch und umarmten sich. Der grosse Krieg war unter unermesslichen Opfern zu Ende gebracht. Allein die Schlacht um Berlin hatte die Rote Armee dreihunderttausend Tote gekostet. Auf deutscher Seite waren an die vierzigtausend Soldaten gefallen. Keine verlässliche Zahl nennt die zivilen Opfer. Fast eine halbe Million zog in die Gefangenschaft.

Kurz vor Mitternacht donnerten in Moskau vierundzwanzig Artilleriesalven aus über dreihundert Geschützen in den Nachthimmel, gefolgt von einem pompösen Feuerwerk. Die Stadt feierte die «historische Eroberung Berlins». Der Lärm hielt tagelang an. Er war bis in die Zellen des Butyrka-Gefängnisses zu hören, in das Weidling, zwei seiner Stabsoffiziere und einige ehemalige Bunkerinsassen eines ersten Gefangenentransports eingeliefert worden waren. Auch ein Gefreiter des Volkssturms war unter den Häftlingen. Zu seinem Unglück hatte er den Verdacht der

Sowjets erregt, weil er, ähnlich dem neuen amerikanischen Präsidenten, Trumann hiess. Er war aber ein Zigarrenhändler aus Potsdam.

Am frühen Nachmittag des 2. Mai, kurz nach drei Uhr, hatte die Rote Armee, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stossen, die Reichskanzlei besetzt. Anders als die zahlreichen, bis in die Memoirenliteratur reichenden Darstellungen angeben, ist sie nicht im Sturm genommen worden. Den Quellen zufolge war der erste Rotarmist, der in den Bunker eindrang, Oberleutnant Iwan I. Klimenko, der für seine kühne Tat zum «Helden der Sowjetunion» ernannt wurde. Doch wie schon bei der Einnahme des Reichstags hatte es auch diesmal wieder einen «inoffiziellen» Ereignisverlauf gegeben, der das erwünschte Bild auf zweifache Weise störte.

Morgens gegen neun Uhr hatte der zurückgebliebene Cheftechniker des Tiefbunkers, Johannes Hentschel, vom Verbindungstunnel her weibliche Stimmen vernommen. Beim Heraustreten aus dem Schalterraum sah er sich zu seiner Überraschung etwa zwölf uniformierten Russinnen gegenüber, die, wie sich alsbald herausstellte, einem Sanitätskorps der Roten Armee angehörten. Ihr aufgeregtes übermütiges Durcheinanderreden machte Hentschel klar, dass er nichts von ihnen zu befürchten hatte. Bei seinem Erscheinen wandte sich eine der Frauen, die offenbar die Anführerin der Gruppe war und fliessend Deutsch sprach, an ihn und wollte wissen, wo Hitler sei. Doch schon die folgende Frage nach «Hitlers Frau» deutete an, was sie und ihre Begleiterinnen hergeführt hatte. Denn kaum hatte Hentschel ihm die erbetene Auskunft gegeben und sie, wie verlangt, in den

Ankleideraum Eva Brauns geführt, rissen sie den Schrank sowie die grosse Kommode auf und stopften, was immer ihnen brauchbar schien, in mitgeführte Taschen und Beutel. «Mit einem Freudengeheul», so hat der Ingenieur berichtet, kamen die Frauen wenig später zurück, schwenkten «mindestens ein Dutzend Büstenhalter» sowie andere spitzenbesetzte Wäschestücke durch die Luft und zogen schliesslich ausgelassen von dannen.

Auf ihrem Weg aus dem Bunker begegneten sie zwei inzwischen eingetroffenen sowjetischen Offizieren, die aber keine Notiz von ihnen nahmen. Auch sie fragten Hentschel nach dem Verbleib Hitlers und hörten seinem Bericht von der Hochzeit des Führers, dem Selbstmord und der Verbrennung der Leichen ebenso gespannt wie verblüfft zu. Anschliessend liessen sie sich die Räume der Familie Goebbels zeigen und schlugen nach einem kurzen Blick auf die toten Kinder entsetzt die Tür wieder zu. Später stellte sich heraus, dass sie, aller begründeten Vermutung nach, den Verbänden Marschall Konjews angehörten, die Stalin Tage zuvor angehalten hatte, weil Berlin Schukow gehören sollte. Aber das eine Vorkommnis verriet zuviel menschliche Schwäche, das andere zuviel Eigenmächtigkeit für die «Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges». Beide tauchen daher bis heute in keiner der sowjetischen Darstellungen über die Schlacht um Berlin auf.

Mit der Einnahme der Reichskanzlei begann zugleich ein Verwirrtheater mit zeitweilig burlesken Zügen, das nicht nur die Welt geraume Zeit zum Narren, sondern Hitler zugleich fiktiv am Leben hielt. In der Nähe des Bunkerausgangs hatten die Eroberer, neben zahllosen Toten im weite-

ren Bereich des Gartengeländes, annähernd fünfzehn meist verbrannte oder verstümmelte menschliche Überreste gefunden. Eine vergleichsweise wohlerhaltene Leiche präparierten sie, womöglich mit Hilfe eines Maskenbildners, zum toten Hitler. Sie legten den Körper dekorativ zwischen die Triimmerbrocken und boten ihn am 4. Mai der Weltöffentlichkeit als spektakuläre Trophäe dar. Bald darauf indessen widerriefen sie die selbstverfertigte Sensation, sprachen zunächst von einem «Double» des Führers und schliesslich von einer «Fälschung». Eine Zeitlang wurde offenbar erwogen, einen weiteren, von irgendwoher beschafften Toten als Körper des deutschen Diktators zu präsentieren, doch fiel einem der hinzugezogenen Experten rechtzeitig auf, dass der Mann gestopfte Socken trug, was, wie jedem einleuchtete, denn doch Zweifel an der Identität der Leiche hätte wecken müssen. Wiederum etwas später streuten sie Gerüchte über einen neuerlichen Fund, den sie aufgrund der bisherigen Missgeschicke jedoch nicht offiziell als Leiche Hitlers deklarierten: «Der Tote lag», hiess es, «auf einer Decke, die noch rauchte. Das Gesicht war verkohlt, der Schädel von einer Kugel durchlöchert, doch die grässlich entstellten Züge gehörten unverkennbar Hitler an.»

Die Vorführung immer neuer Hitlerkopien brach jedoch Ende Mai unvermittelt ab, als Stalin sich der Sache annahm. Beim Besuch einer amerikanischen Regierungsdelegation mit Averell Harriman, Harry Hopkins und Charles Bohlen im Kreml sprach er von seiner Vermutung, dass Hitler keineswegs tot, sondern geflohen sei und sich zusammen mit Bormann und General Krebs an unbekanntem Ort versteckt halte. Als Stalin hier und da noch die Auffassung nachschob, dass der deutsche Führer mit einem Unterseeboot nach Japan entkommen sei, oder, bei anderer Gelegen-

heit, Argentinien erwähnte und wiederum einige Zeit darauf vom Spanien Francos sprach, wurde mal diese, mal jene Version von beflissenen Austrägern als abschliessende, wenn auch nicht ganz unstrittige Ansicht ausgegeben.

Die tief im Wesen des Sowjetregimes verwurzelte Neigung zum Glauben an Verschwörungen, Hintertreffen und dunkle Machenschaften fand in der Geschichte vom rätselhaften Verschwinden Hitlers ein reiches Betätigungsfeld. Als bald stellten sich auch die Beweise dazu ein: dass der Diktator, wurde das eine Mal behauptet, jedem seiner Getreuen einen Eid abgenommen habe, der Welt gegenüber als persönliche Wahrnehmung anzugeben, wie er nach seinem Tod zusammen mit Eva Braun auf einen Scheiterhaufen gelegt und verbrannt worden sei; oder dass er, wie ein andermal verlautete, seiner Umgebung befohlen habe, jede Spur über seinen Verbleib zu verwischen; dass in der Morgendämmerung des 30. April ein Kleinflugzeug mit drei Männern und einer Frau an Bord von der Ost-West-Achse in Richtung Hamburg gestartet sei, wozu sich dann die aus angeblich geheimdienstlichen Quellen stammende Information fügte, dass unmittelbar vor der Eroberung der Hansestadt durch die britischen Streitkräfte ein geheimnisvolles U-Boot mit unbekanntem Ziel abgelegt habe. Und so noch vieles.

Bald griff auch die westliche Sensationspresse das ebenso verlockende wie gewinnversprechende Thema auf und wusste bis in die neunziger Jahre immer neue Einzelheiten zu berichten: dass Hitler, als Frau verkleidet, einige Zeit nach seinem vermeintlichen Ende in Dublin gesehen worden sei; dass er, wie die Londoner «Times» mitteilte, seinen Abgang aus der Welt als aufsehenerregenden Theatercoup geplant und die Absicht gehabt habe, ein mit Sprengstoff gefülltes Flugzeug zu besteigen und sich über der Ostsee in die Luft

zu sprengen. Anderswo kam der journalistische Erfindergeist noch einmal auf Stalins Verdrehungen zurück und enthüllte, Hitler habe seine letzten Lebensjahre unter dem reichlich einfältig erdachten Tarnnamen «Adilupus» im «Präsidentenpalast des Faschisten Franco» verbracht und sei dort am 1. November 1947 einem «Herzversagen» erlegen.

Die Wahrheit oder was belegbar war, geriet über alledem zunehmend in Vergessenheit. Ende April 1946 war am Gartenausgang des Führerbunkers eine Kommission der Roten Armee erschienen, um nach den durchsichtigen, allmählich auch die eigene Seite verwirrenden Farcen die unzweideutigen Tatbestände festzustellen. In ihrer Begleitung befanden sich einige Überlebende aus dem Bunker, die während der Eroberung der Stadt aufgegriffen worden waren. Filmkameras wurden aufgebaut und die Szene von der Verbrennung Adolf Hitlers und seiner Lebensgefährtin noch einmal in den Einzelheiten nachgestellt. Doch das Material verschwand, ebenso wie die in endlosen Verhören von Günsche, Linge, Rattenhuber und anderen erlangten Auskünfte, ungenutzt in irgendwelchen geheimen Archiven.

Auch die angeblichen Überreste Hitlers, Eva Brauns und einiger weiterer Bunkerinsassen waren nach Stalins Machtwort unbrauchbar geworden. Infolgedessen hatte man sie Ende Mai 1945 zunächst am Dienstsitz der Abteilung Gegenaufklärung im Raum Berlin-Buch verscharrt. Mit der Einheit zogen die Holzkisten, in denen sie verwahrt wurden, zunächst nach Finow, von dort nach Rathenow und schliesslich nach Magdeburg. Auf eine Anfrage hin entschied im März 1970 das Politbüro der KPdSU, die Überbleibsel «streng konspirativ» auszugraben und «durch Verbrennung endgültig zu vernichten». In dem Abschlussbericht über die «Operation Archiv» heisst es: «In der Nacht



Einer der zahlreichen Toten auf dem Gelände der Reichskanzlei, die in den ersten Maitagen von den sowjetischen Stellen als Leiche Hitlers ausgegeben wurden. In Wahrheit waren die Überreste des Diktators am Nachmittag des 30. April, den Befehlen entsprechend, verbrannt und aller begründeten Vermutung zufolge bis auf wenige Reste vernichtet worden.

zum 5. April 1970» wurden «die Überreste vollständig verbrannt, dann zusammen mit Kohlestücken zu Aschepulver zerstampft, anschliessend in den Fluss geworfen.»

Die Frage bleibt, was in den Holzkisten verwahrt worden und über mehrere Stationen nach Magdeburg gelangt ist. Als am wahrscheinlichsten kann die Annahme gelten, dass die Abteilung Gegenaufklärung trotz ausgedehnter Bemühungen weder die Leiche Adolf Hitlers noch die seiner Frau je gefunden hat. Dafür sprechen nicht nur die Aussagen der Wachposten, die am Abend des 30. April 1945 noch einmal den Verbrennungsort aufgesucht und die Aschenreste vergraben zu haben behaupteten, sondern auch die mehr als zehn Stunden über den Tod Hitlers hinaus fortgesetzte Be-

schiessung der Reichskanzlei und des Gartengeländes. Sowohl die Sprenggranaten, von denen das Erdreich noch mehrfach umgepflügt worden war, als auch die Geschosse mit Flammenöl, die im Aufschlag explodierten und verheerende Brände auslösten, haben nach allem abwägenden Ermessen auch die letzten erkennbaren Rückstände beseitigt. Was im Geröll gefunden und halbwegs zweifelsfrei identifiziert wurde, waren nach den Bekundungen der hinzugezogenen Zahnärzte einzig einige Gebissteile Hitlers sowie «die untere Kunststoffbrücke Eva Brauns».

Ein weiterer Beleg für die Behauptung, dass die Leichen nie gefunden wurden, kann auch darin gesehen werden, dass die sowjetische Untersuchungskommission, anders als bei Joseph Goebbels und seiner Frau, die Überreste des Ehepaars Hitler niemals öffentlich zur Schau gestellt hat. Der Zahntechniker Fritz Echtmann, der einige Jahre lang als Zeuge in sowjetischer Gefangenschaft festgehalten worden ist, hat später ausgesagt, die russischen Untersuchungsbeamten hätten ihm im Mai 1945 «eine Zigarrenkiste» vorgelegt, in der sich neben dem Gebiss Hitlers und der Brücke Eva Brauns lediglich ein EK 1 befand sowie das Goldene Parteiabzeichen, das Magda Goebbels zuletzt getragen hatte. Vermutlich war es im Verlauf der tagelangen Suche im Geröll um den Bunkerausgang gefunden worden und schliesslich kurzerhand zum Abzeichen des Führers erklärt worden. Der Kisteninhalt bewahrte, wie mit einiger Gewissheit zu folgern ist, alles, was von Hitler übriggeblieben war.

ACHTES KAPITEL

Untergang einer Welt

Den Paradoxien der Geschichte folgend, hat Hitlers nahezu spurloses Verschwinden daran mitgewirkt, ihm ein seltsames Nachleben zu bereiten. In den Köpfen der einen wie der anderen ist er noch nach Generationen überaus gegenwärtig und gewinnt sogar mit zunehmender zeitlicher Entfernung beständig an Macht.

Was Hitler zu einer Erscheinung macht, wie es sie in der Geschichte tatsächlich «nie gegeben hat», geht insbesondere darauf zurück, dass er ohne jede zivilisatorische Idee war. Die erobernden Weltmächte vom alten Rom über das Römische Reich Deutscher Nation bis zum Frankreich Napoleons oder dem Britischen Empire haben, bei allen unverkennbaren Unterschieden, eine wie schwach auch immer entwickelte, auf den Frieden, den Fortschritt oder die Freiheit bezogene Menschheitsverheissung für sich reklamiert. Selbst Stalins blutige Despotie hat sich, wenn auch überaus fadenscheinig, mit einem Zukunftsversprechen drapiert. Die Gier und die Ruhmsucht, die fast durchweg der treibende Impuls für das Bestreben waren, fremde Völker zu unterwerfen, erhielten auf diese Weise eine gewisse Entlastung und am Ende nicht selten sogar eine Art Freispruch durch die Geschichte.

Hitler hingegen hat bei der Eroberung und Ausweitung der Macht auf alle ideellen Verbrämungen verzichtet und

sie nicht einmal als Herrschaftsmaskerade für nötig erachtet. Auch die Deutschen, die sich seit eh und je so viel auf den Gedanken zugute gehalten haben, den sie in jedem historischen Geschehen entdeckten oder am Werke sahen, sind in den Ermächtigungen, die sie dem Regime erteilten, keiner Idee gefolgt. Zu Hitler fiel ihnen tatsächlich, einem weitverbreiteten Wort der Zeit entsprechend, nichts ein. Alle gleichwohl unternommenen Versuche, ihm eine Epochenrolle anzudichten, blieben in bemühter Hilflosigkeit stecken. Was die Mehrheit mitnahm, überwältigte und allzu lange in Bann hielt, war einzig Hitler selber, wie wenig geheimer er vielen auch zuzeiten erschien. Die unbändige Kraft, die ihn ein Leben lang vorwärtstrieb, war allein die vorkulturelle Maxime vom Recht des Stärkeren. Nur sie beschreibt Anfang und Ende dessen, was er als seine Weltanschauung ausgab.

Aus Hitlers darwinistischer Generalparole folgte eine Anzahl früh erworbener und starr behaupteter Vorstellungen, die durchweg auf Niederwerfung, Versklavung sowie «rassische Flurbereinigung» zielten und am Ende immer «Verbrannte Erde» zurückliessen. Niemals und nirgendwo hat er, selbst wo seine Armeen zunächst als Befreier begrüsst worden waren, eine Ungewissheit darüber entstehen lassen, dass er als Feind gekommen und als Feind zu bleiben gewillt war. Nahezu alle vorausgegangenen Welteroberer, die im Gedächtnis der Geschichte sind, haben es im Ablauf ihrer Herrschaft darauf angelegt, bei den Eroberten den Zweifel zu nähren, ob der Widerstand gegen den Eindringling ein höheres Recht in Anspruch nahm oder nur ein Versuch war, sich der Zukunft in den Weg zu stellen. Gegen Hitler durfte sich jede Gegnerschaft im Recht wissen. Sein Programm, hatte er schon früh geäussert, sei die «Formulierung einer

Kriegserklärung ... gegen eine bestehende Weltauffassung überhaupt».

Was damit gemeint war, haben spätestens die zu Beginn der vierziger Jahre aufgezeichneten «Tischgespräche» sowie die «Monologe im Führerhauptquartier» enthüllt. In ihnen hat sich Hitler rückhaltloser als irgendwo sonst offenbart und, so oft sich die Gelegenheit ergab, jedwede Moral, Religion und Menschlichkeit mit höhnischen Ausfällen bedacht. In der Welt, wie sie war, erklärte er, galten nacktere Gesetze. Die Vorkehrungen, die eine jahrhundertealte Tradition geschaffen hatte, um den Menschen vor dem Menschen zu schützen, tat er als «Geschwätz der Schweinepfaffen» ab. Dergleichen ging nicht nur auf Betrug oder Feigheit zurück. Vielmehr lief es auf die «Ursünde» des Naturverrats hinaus. Der Verstoss dagegen bedeute nichts anderes als die Auflehnung «gegen ein Firmament», behauptete er, und am Ende beseitige man damit «nicht das Gesetz, sondern nur sich selbst». Diesem «eisernen Gesetz der Logik» gehorchend, habe er sich jedes Mitgefühl versagt und die Widerstände im Innern wie die Gegenwehr der «Fremdrassigen» mit aller Härte niedergeschlagen. «Die Affen zum Beispiel», erklärte er am 14. Mai 1942 im Führerhauptquartier, trampelten jeden «Aussenseiter als gemeinschaftsfremd tot. Und was für die Affen gelte, müsse in erhöhtem Masse für die Menschen gelten.» Weiter zurück hinter alles zivilisierte Denken ist in der Tat kein Gewalthaber je gegangen.

Bis zur bedingungslosen politischen und militärischen Gesamtkapitulation vergingen seit dem Tod Hitlers noch einige Tage. Das hatte seinen Grund nicht nur in den gebietsweise noch immer fortdauernden Kämpfen, sondern war

auch auf den Entschluss der Regierung Dönitz zurückzuführen, den Lauf der Dinge durch Teilkapitulationen zu verzögern, um so vielen Truppen und Zivilpersonen wie möglich den Übertritt in die von den Westmächten besetzten Teile des Landes zu ermöglichen.

Die Gesamtkapitulation erfolgte am 7. Mai nachts im Hauptquartier des amerikanischen Oberbefehlshabers, General Eisenhower, in Reims, nachdem zuvor schon eine Teilkapitulation gegenüber den britischen Streitkräften Feldmarschall Montgomerys stattgefunden hatte. Die Einstellung der Feindseligkeiten wurde für den 8. Mai um Mitternacht vereinbart. Da Stalin auf einer Kapitulation in Anwesenheit seiner höchsten Militärs bestand, wurde die Zeremonie am Ort des sowjetischen Oberkommandos in Berlin-Karlshorst noch einmal vorgenommen. Während der Verhandlung musste die deutsche Delegation in einem Nebenraum warten und wurde nur zur Unterzeichnung der Urkunde hinzugeholt. Keitel war mit Marschallstab und Goldenem Parteiabzeichen erschienen. Als einer seiner Begleiter im Verlauf des kurzen, förmlichen Hergangs aufseufzte, herrschte der Generalfeldmarschall ihn an: «Lassen Sie das!»

Nur allmählich kam im verwüsteten Berlin, befördert von der sowjetischen Militärverwaltung, das Leben wieder in Gang. Bergungskommandos suchten die unübersehbaren Trümmerhalden nach Toten ab und schafften sie auf Karren und Leiterwagen zu den überall ausgehobenen Massengräbern. Nebenan stocherten Räumtrupps nach Minen, die noch in allerletzter Stunde vergraben worden waren. Andere schafften die gewaltigen Schuttbrocken von den ruinenübersäten, teilweise in die unterirdischen Schächte weggebrochenen Strassen und machten sie notdürftig passier-



8. Mai 1945: Bedingungslose Kapitulation in Berlin-Karlshorst durch Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel als Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, der mit Marschallstab und Goldenem Parteiabzeichen erschienen war. Links neben Keitel Generaloberst Hans-Jürgen Stumpff als Vertreter der Luftwaffe, rechts Generaladmiral Hans Georg von Friedeburg als Oberbefehlshaber der Kriegsmarine.

bar. Bis Ende Juni trieben Tag für Tag Leichen und Tierkadaver in den Gewässern. Als Harry L. Hopkins, der Berater zweier amerikanischer Präsidenten, in diesen Tagen nach Berlin kam und das Ausmass der Verheerungen sah, meinte er erschüttert: «Das ist das neue Karthago!» Jahrelang war die Stadt der Anziehungspunkt der zeitgemässen «Grand Tour» zu den Stätten der Zerstörung.

Anfang Juli rückten, wie vereinbart, die westlichen Alliierten in Berlin ein. Am 16. des Monats, einen Tag vor dem Beginn der Potsdamer Konferenz, besuchte Winston Churchill die Stadt. Mit grimmigem Stolz betrachtete er die im-



Marschall Georgi K. Schukow während der Siegesparade in Berlin.

mer noch machtvolle Ruine der Reichskanzlei und liess sich von einem sowjetischen Wachposten zum Gartenausgang hinter dem Gelände führen, wo Hitlers Leiche verbrannt worden war. Anschliessend wollte er den Tiefbunker besichtigen, in dem Hitler die letzten Monate verbracht hatte. Er folgte dem Rotarmisten einen Treppenabsatz nach unten. Doch als er hörte, dass zwei weitere Absätze folgten, kehrte er kopfschüttelnd um. Er war nicht gemacht für ein verkrochenes Dasein viele Meter unter der Erde und verlangte nicht einmal zu wissen, wie es dort gewesen war. Wieder am Tageslicht, liess er sich einen Stuhl kommen und hing einige Augenblicke seinen Gedanken nach, ehe er mit seinem Leibarzt schweigend nach Potsdam fuhr.

Es ist eine wirre Abfolge von Ereignissen, mit denen das Hitlerreich endet, und wie kaum eine Geschichte voll von Widerspruch, Verblendung und Drama. Der Betrachter begegnet unendlich vielen entsetzenbereitenden, auch tragischen Schicksalen. Dennoch tut er sich schwer, von einer Tragödie zu sprechen. Dazu war, zumindest im Blick auf die führenden Figuren des letzten Akts, zuviel Ergebung und blinde Unterwürfigkeit im Spiel. Keinen der Bunkeroffiziere streifte auch nur der Gedanke, Hitler während der Konferenz vom 22. April bei seinem Wort zu nehmen, dass der Krieg verloren sei. Vielmehr redeten die Keitel, Jodl, Krebs und andere verzweifelt auf ihn ein, den sinnlosen Kampf fortzusetzen. Desgleichen war keiner der hohen Militärs nach Hitlers Selbstmord bereit, die weisse Fahne aufzuziehen. Ganz im Gegenteil verschwiegen sie den Tod des «Führers», um den Widerstandswillen noch ein paar Stunden lang aufrechtzuerhalten. Sie nahmen dabei sogar in Kauf,



Trophäe des Sieges: ein Rotarmist mit einem bronzenen Hitlerkopf
Anfang Mai 1945.

dass Schukow und Stalin früher über das Ableben des Diktators informiert waren als Hitlers Nachfolger Dönitz.

Es war eine Gefügigkeit über jeden Begriff und alle Verantwortung hinaus. Sie liess keine Grundsätze mehr erkennen. Was stattdessen in der gesamten Szenenfolge vorherrscht und ungezählte Opfer kostete, waren ein in seiner

Wahnwelt eingesperrter, niemals zu schreckender Wille auf der einen und allzuviel dressierte Willfähigkeit auf der anderen Seite. Es gab die Ausnahmen, doch hatte ihnen der Gang der Ereignisse, nicht ohne Folgerichtigkeit, nur Nebenrollen zugewiesen. Im Rampenlicht standen andere und sagten die immer gleichen dienernden Texte her. In den wirklichen Tragödien ist aber kein Platz für die Domestiken. Auch auf der Bühne der Geschichte nicht.

Wo immer man der Hinterlassenschaft Hitlers im Reden wie im Tun auf den Grund geht, schlägt der zutiefst nihilistische Ton durch, der seine gesamte Vorstellungswelt beherrschte. Fast auf den Tag genau drei Jahre vor seinem Ende im Berliner Bunker hatte er seine Tischgenossen im Führerhauptquartier beschworen, alle Kraft an den Sieg zu setzen; die grosse Chance dürfe nicht verspielt werden. Mit einer wegwerfenden Gebärde hatte er hinzugefügt, «man müsse sich immer wieder vor Augen halten, dass bei einem Verlust sowieso alles im Buddel sei». Er wusste, dass er die Brücken zur Welt abgebrochen hatte. Doch machte er sich aus den unvergesslichen Schocks, die von ihm ausgegangen waren, ein Verdienst zurecht. Die Folgen darüber hinaus kümmerten ihn nicht.

Seine Umgebung und viele der Mitlebenden dachten zunächst offenbar nicht anders. Jedenfalls glaubten sie, mit seinem Abgang sei Hitler aus der Welt. Am Abend des 30. April, als die Leiche zu einem Aschehaufen verbrannt war, kam der Angehörige des Reichssicherheitsdienstes Hermann Karnau noch einmal zum Turm des Gartenausgangs hinter der Reichskanzlei, wo der Rottenführer Erich Mansfeld Wache hielt. Er rief ihm zu, sein Dienst sei beendet, er solle herunterkommen. Und dann: Es sei «ja nun alles vorbei».

In Wahrheit war nichts vorbei. Vielmehr trat erst allmählich ins Bewusstsein, was genau genommen schon mit dem Aufstieg Hitlers dahingegangen und mit seinem Ende unwiederbringlich geworden war. Weit mehr jedenfalls als das Wahrnehmbare: die Toten, die Trümmerberge und die Verwüstungsspuren über den Kontinent hin. Womöglich eine Welt. Wie bei den wirklichen Untergängen stets mehr verlorengeht als das, was allen sichtbar vor Augen liegt.

Bibliographie

Die Darstellung enthält keine Anmerkungen. Das heisst aber keinesfalls, dass nicht jedes Zitat oder jedes erwähnte Vorkommnis belegbar wäre. Vielmehr geht der Verzicht auf Quellenangaben auf das oftmals heillose und grossenteils nicht mehr aufklärbare Durcheinander der Zeugenaussagen zurück. Allzu häufig müssten einem Quellenhinweis eine und nicht selten auch mehrere abweichende Äusserungen oder Verlaufsbeschreibungen gegenübergestellt werden.

Im Vorwort ist bereits die überaus widersprüchliche Überlieferung selbst bei einem so wichtigen und für die unmittelbar Beteiligten auch einprägsamen Vorgang wie dem Selbstmord Hitlers vermerkt worden. Nicht einmal über die Frage, ob Hitler, als sein Kammerdiener Heinz Linge und Martin Bormann, dicht gefolgt von Hitlers persönlichem Adjutanten Otto Günsche, am Nachmittag des 30. April 1945 den Wohnraum des «Führers» betraten, auf dem Sofa neben Eva Braun angetroffen wurde oder auf dem danebenstehenden Sessel, hat sich Übereinstimmung gewinnen lassen. Vermehrt wird die Konfusion noch durch den Umstand, dass gelegentlich dieselben Personen in ihren Auskünften einen bestimmten Hergang unterschiedlich geschildert haben. So etwa bleiben Örtlichkeit und Ablauf des Empfangs zu Hitlers 56. Geburtstag im Ungewissen, desgleichen die genaue Ereignisfolge anlässlich der dramati-

schen Konferenz vom 22. April und anderes mehr. Die Abweichungen betreffen meist nur Nebensachen. Der Chronist jedoch muss sie zur Kenntnis nehmen und strenggenommen jede noch so geringe Unstimmigkeit verzeichnen. Um die Darstellung nicht mit einem ausufernden Anmerkungsapparat zu belasten, wird hier jeweils der Version gefolgt, die von dem oder den glaubwürdigsten Zeugen stammt oder der Wahrscheinlichkeit am nächsten kommt. Wo immer sich in gewichtigeren Fragen gleichwohl Zweifel ergaben, ist im Text darauf hingewiesen.

Angesichts dieser Umstände bleibt erstaunlich, dass die Darstellung seit ihrer Veröffentlichung kaum nennenswerten Einwänden von Seiten noch lebender Zeugen ausgesetzt war. Eine korrigierende Zuschrift vermerkte, dass Göring seinen Jagdsitz Karinhall nicht selbst in die Luft gesprengt habe, sondern dass dies erst später durch eine am Ort verbliebene Einheit geschah. Der andere Hinweis stammt von einem zur Verteidigung des Berliner Reichstagsgebäudes eingesetzten Soldaten. Er bekundet, dass im Innern jene erbitterten Kämpfe nicht stattgefunden hätten, von denen die sowjetischen Quellen übereinstimmend sprechen. Tatsächlich lässt sich nicht ausschliessen, dass die an der Eroberung des Reichstags beteiligten Rotarmisten sich verpflichtet fühlten, dem Mythos vom dramatischen Ringen um den «deutschen Kreml» Tribut zu zollen. Denkbar ist aber auch, dass der erwähnte Wehrmachtangehörige in einem Teil des weitläufigen Gebäudes eingesetzt war, der mehr oder minder kampfflos in sowjetische Hände fiel.

Es dient gewiss der Orientierung des Lesers, wenn den im folgenden genannten Titeln der verwendeten Literatur einige Bemerkungen vorangestellt werden.

Die früheste, schon im Sommer 1946 unter dem Titel «Hitlers letzte Tage» publizierte Darstellung stammt von dem britischen Historiker Hugh R. Trevor-Roper. Sie stützt sich auf zahlreiche, noch im Sommer und Herbst 1945 vom Autor selbst vorgenommene Zeugenbefragungen. Zwar befanden sich viele denkbare Auskunftgeber zu jener Zeit bereits in sowjetischer Gefangenschaft; andere waren untergetaucht, und einige von ihnen hat Trevor-Roper selber ausfindig gemacht. Unvermeidlicherweise enthält seine Darstellung jedoch die eine und andere Lücke oder, da Quervergleiche mit Aussagen Dritter damals noch kaum möglich waren, von den Befragten auch irreführend gemeinte Angaben. Diese vergleichsweise geringfügigen Mängel des Buches werden aber vollauf wettgemacht durch den souveränen Überblick des Verfassers, seine Urteilssicherheit und seinen glanzvollen Stil.

Erst annähernd zwanzig Jahre später erschien eine Anzahl weiterer, im Unterschied zu Trevor-Ropers Darstellung historisch auch Wochen oder Monate früher einsetzender Gesamtdarstellungen. Sie konnten zudem zahlreiche Erinnerungen und Aufzeichnungen einbeziehen (G. Boldt, K. Koller, E. Kempka, E.-G. Schenck, H. Reitsch u.a.), die Trevor-Roper in dieser Form noch nicht zugänglich waren und das Bild um manchmal aufschlussreiche Einzelheiten erweitern. Es waren dann in den sechziger Jahren gleich drei historisch interessierte Publizisten, die sich von dem einzigartig dramatischen Stoff herausgefordert fühlten.

Den Anfang machte 1965 Erich Kuby mit einem zuvor in Teilen als «Spiegel»-Serie veröffentlichten Buch «Die Russen in Berlin 1945». Ihm folgte im Jahr darauf der bereits mit einem höchst erfolgreichen Report über die Invasion in der Normandie hervorgetretene Amerikaner Cornelius

Ryan. Sein Werk trug den Titel «Der letzte Kampf», und nur wenig später erschien von John Toland, einem ebenfalls bekannten amerikanischen Reporter, «Das Finale. Die letzten hundert Tage». Alle diese Darstellungen, denen sich schliesslich noch Tony le Tissier mit «Der Kampf um Berlin 1945. Von den Seelower Höhen zur Reichskanzlei» anschloss, beruhten ausser auf den inzwischen zugänglichen Erinnerungen auf umfangreichen Zeugenbefragungen.

Die durchweg hohe Lesbarkeit, die sie besaßen, ging nicht zuletzt auf das zurück, was sie an Genauigkeit sowie vor allem an historischer Tiefenschärfe vermissen liessen. Ungleich ertragreicher, auf neuerliche Befragungen überlebender Zeugen gestützt, war das Mitte der siebziger Jahre unter dem Titel «Die Katakombe. Das Ende in der Reichskanzlei» veröffentlichte Buch von Uwe Bahnsen und James P. O'Donnell, das alle vorausgehend erwähnten Titel an Plastizität und informativer Dichte übertrifft.

Wie es zu gehen pflegt, hatten sich im Lauf der Jahre in die Darstellungen der Endphase des Dritten Reiches verschiedene Irrtümer eingeschlichen, die nicht selten von Buch zu Buch weitergereicht wurden. Zum überwiegenden Teil war das auf die oft widersprüchlichen Einlassungen der Beteiligten zurückzuführen. Es ist das Verdienst von Anton Joachimsthalers «Hitlers Ende. Legenden und Dokumente», diese Ungenauigkeiten, soweit möglich, richtiggestellt zu haben. Mit einer ungemainen, mitunter freilich etwas säuerlichen Pedanterie hat er die Befunde einander gegenübergestellt und das halbwegs Gesicherte herausgearbeitet. Seine Dokumentation betrifft indessen lediglich die Anlage des Führerbunkers, den Tod Hitlers sowie die noch immer nicht restlos geklärte Frage nach dem Verbleib der Leiche sowohl Hitlers als auch der seiner Ehefrau.

Überflüssig zu erwähnen, dass der vorliegende Text, vor allem mit Blick auf das Geschehen in Berlin, zahlreiche Tagebuchaufzeichnungen und Erinnerungsstücke einbezieht. Einige Sammlungen verdienen höchste Anerkennung. Zu nennen ist insbesondere Peter Gosztony «Der Kampf um Berlin 1945 in Augenzeugenberichten» sowie Bengt von zur Mühlen u.a. «Der Totenkampf der Reichshauptstadt». Darüber hinaus entstammen einige der verzeichneten Eindrücke noch den Berichten, die der Autor dem Kreis von Angehörigen und Freunden verdankt, die den Untergang miterlebten.

- Andreas-Friedrich, Ruth, «Schauplatz Berlin. Ein deutsches Tagebuch», München 1962
- Bahnsen, Uwe/O'Donnell, James P., «Die Katakombe. Das Ende in der Reichskanzlei», Stuttgart 1975
- Baur, Hans, «Ich flog Mächtige der Erde», Kempten 1956
- Below, Nicolaus von, «Als Hitlers Adjutant 1937-45», Mainz 1980
- Boldt, Gerhardt, «Die letzten Tage der Reichskanzlei», Zürich 1947
- Bormann, Martin, «The Bormann Letters. The Private Correspondence between Martin Bormann and his Wife from January 1943 to April 1945», hrsg. von H. R. Trevor-Roper, London 1954
- Bormann, Martin, «Le testament politique de Hitler», hrsg. von H. R. Trevor-Roper, Paris 1959
- Bourke-White, Margaret, «Deutschland, April 1945», München 1979
- Boveri, Margaret, «Tage des Überlebens», München 1968
- Gosztony, Peter (Hrsg.), «Der Kampf um Berlin 1945 in Augenzeugenberichten», Düsseldorf 1970
- Joachimsthaler, Anton, «Hitlers Ende. Legenden und Dokumente», München 1999
- Kardorff, Ursula von, «Berliner Aufzeichnungen», München 1964
- Kempka, Erich, «Ich habe Adolf Hitler verbrannt», München o. J.
- Koller, Karl, «Der letzte Monat. Die Tagebuchaufzeichnungen des ehemaligen Chefs des Generalstabes der deutschen Luftwaffe vom 14. April bis zum 27. Mai 1945», Mannheim 1949
- Kuby, Erich, «Die Russen in Berlin 1945», München 1965
- Müller, Rolf-Dieter/Ueberschär, Gerd R., «Kriegsende 1945. Die Zerstörung des deutschen Reiches», Frankfurt 1994

- Musmanno, Michael A., «In zehn Tagen kommt der Tod. Augenzeugen über das Ende Hitlers», München 1950
- Reitsch, Hanna, «Fliegen, mein Leben», Stuttgart 1951
- Ruhl, Klaus-Jörg, «Deutschland 1945. Alltag zwischen Krieg und Frieden in Berichten, Dokumenten und Bildern», Darmstadt/Neuwied 1984
- Ryan, Cornelius, «Der letzte Kampf», München/Zürich 1966
- Schäfer, Hans Dieter, «Berlin im Zweiten Weltkrieg. Der Untergang der Reichshauptstadt in Augenzeugenberichten», München 1985
- Schenck, Ernst-Günther, «Ich sah Berlin sterben. Als Arzt in der Reichskanzlei», Herford 1970
- Schroeder, Christa, «Er war mein Chef. Aus dem Nachlass der Sekretärin von Adolf Hitler», München 1985
- Springer, Hildegard, «Es sprach Hans Fritzsche. Nach Gesprächen, Briefen und Dokumenten», Stuttgart 1949
- Steiner, Felix, «Die Armee der Geächteten», Göttingen 1943
- Studnitz, Hans-Georg von, «Als Berlin brannte. Diarium der Jahre 1943 bis 1945», Stuttgart 1963
- Tissier, Tony le, «Der Kampf um Berlin 1945. Von den Seelower Höhen zur Reichskanzlei», Frankfurt/Berlin 1991
- Toland, John, «Das Finale. Die letzten hundert Tage», München/Zürich 1968
- Trampe, Gustav (Hrsg.), «Die Stunde Null. Erinnerungen an Kriegsende und Neuanfang», Stuttgart 1995
- Trevor-Roper, Hugh R., «Hitlers letzte Tage», Berlin 1965
- Tschuikow, Wassili I., «Das Ende des Dritten Reiches», München 1966
- Völklein, Ulrich (Hrsg.), «Hitlers Tod. Die letzten Tage im Führerbunker», Göttingen 1998
- zur Mühlen, Bengt von (Hrsg.), «Der Todeskampf der Reichshauptstadt», Berlin 1994

Register

- Adenauer, Konrad 10
Arnim, Bettina von 29
Axmann, Artur 63, 114,
136, 171, 175
- Bahnssen, Uwe 202
Bärenfänger, Erich 177f.
Baur, Hans 29, 118, 133-135,
144, 174f.
Below, Nicolaus von 7
Bernadotte, Graf Folke 114, 120
Bersarin, Nikolai E. 106
Betz, Georg 133, 175
Bismarck, Otto Graf von 48, 56
Blanter, Matwej I. 161-163
Bohlen, Charles 184
Boltdt, Gerhardt 201
Bonhoeffer, Klaus 89
Bormann, Gerda 44
Bormann, Martin 29f., 42, 44,
56-59, 63-65, 79f., 102, 114,
119f., 123f., 133, 137-139,
144, 161, 167, 171, 174f.,
184, 199
Braun, Eva 59, 65, 117-119,
123, 130-133, 144, 162,
183-188, 199
Braun, Margarete 117
Burgdorf, Wilhelm 29, 56-58,
66, 75, 79, 91, 121, 128,
133, 138, 164E, 173, 175
Busse, Theodor 20, 63, 72-77,
81, 110, 173
- Chaldej, Jewgeni 142
Christian, Eckhard 85
Churchill, Winston 98, 193
- Dolmatowski, Jewgeni 177
Dombrowski, Inge 90
Dönitz, Karl 21, 60, 79, 123f.,
151, 163, 167, 173f., 192, 196
- Echtmann, Fritz 188
Eisenhower, Dwight David
24, 86, 192
- Fegelein, Hermann 29, 79,
85, 116-120, 173
Forster, Albert 156
François, Etienne 11
Friedeburg, Hans Georg von 193
Friedrich der Grosse
26, 32, 48, 56, 137
Fritzsche, Hans 70, 163-165
Funk, Walther 97
- Gall, Leonhard 27
Goebbels, Helga 170
Goebbels, Helmuth 137
Goebbels, Joseph 8, 25, 33,

- 39-42, 44, 59f., 62-65, 69,
73,77, 80f., 91,94, 97, 100, 102,
114, 116, 120-124, 128, 132-138,
149E, 157, 162-172, 183, 188
- Goebbels, Magda 133-135,
169-171,188
- Goethe, Johann Wolfgang von 29
- Göring, Hermann 21, 59-63, 68,
83, 94, 101-105, 114, 123
- Gosztony, Peter 203
- Graff, Anton 32, 135
- Grawitz, Ernst 108
- Greim, Robert Ritter von
104f., 114f.
- Guderian, Heinz 25, 36
- Günsche, Otto 119, 131-140, 144,
174f., 186, 199
- Haase, Werner 138
- Haffner, Sebastian 157
- Halder, Franz 153
- Harriman, Averell 184
- Haushofer, Albrecht 89
- Heidegger, Martin 93
- Heiden, Konrad 31
- Heinrici, Gotthard 17, 20-23, 39,
63,72E, 76E, m-113
- Hentschel, Johannes 182f.
- Hewel, Walter 69, 85, 129,
133, 174f.
- Heydrich, Reinhard 49
- Himmler, Heinrich 21, 29, 43, 59,
63, 81, 85, 89,103, 114-116,
119f., 123, 126, 167, 173
- Hindenburg, Paul von Benecken-
dorff und von 100
- Högl, Peter 118, 133, 138f., 175
- Holste, Rudolf 110f., 128f,
167,173
- Hopkins, Harry L. 7,184, 193
- Horthy, Nagybánya von 157
- Hübner, Rudolf 43
- Joachimsthaler, Anton 202
- Jodl, Alfred 73, 79-85, 101, 112,
125,128f., 158, 195
- Junge, Gertraud 134, 137
- Jüttner, Hans 117
- Kaether, Ernst 73
- Karnau, Hermann 144, 197
- Keitel, Wilhelm 39, 79-84, 101,
110-113, 125, 129, 192f., 195
- Kempka, Erich 131, 139, 174, 201
- Kesselring, Albert 60
- Klimenko, Iwan I. 182
- Koller, Karl 67f., 85,101, 115, 201
- Konjew, Iwan S. 21, 23, 70f.,
103, 183
- Krebs, Hans 23f., 29, 39, 42,
57, 68, 72f., 75-79, 91, 111, 115,
121, 125, 129f., 133, 138,
161-167, 173-175, 195
- Kuby, Erich 201
- Kunz, Helmut 169
- Lammers, Hans-Heinrich 101
- Laval, Pierre 157
- Ley, Robert 8, 59, 97
- Linge, Heinz 133f., 137-140,
175, 186, 199
- Lorenz, Heinz 124
- Ludendorff, Erich 55
- Mansfeld, Erich 197
- Manteuffel, Hasso von 112
- Manziarly, Constanze 129
- Meinecke, Friedrich 47

- Meissner, Otto 65
 Misch, Rochus 126, 171
 Model, Walter 25
 Mohnke, Wilhelm 60, 82, 91,
 109, 119, 125f., 129f., 150,
 161,173-175
 Montgomery, Bernard Law 192
 Morell, Theodor 36,65
 Müller, Heinrich 119
 Mummert, Hans 44
 Mussolini, Benito 52, 99, 128,
 134, 157
 Naumann, Werner 121, 168, 174
 O'Donnell, James P. 202
 Pereis, Friedrich Justus 89
 Perewjorkin, S. N. 138
 Petacci, Clara 128
 Quandt, Harald 169f.
 Rattenhuber, Johann 118, 129,
 133f., 138, 143f., 174f., 186
 Reitsch, Hanna 104f., 114f.,
 169, 201
 Reymann, Hellmuth 38-41, 73
 Ribbentrop, Joachim von
 59, 81, 85, 102, 159
 Richelieu, Armand-Jean du Plessis,
 Herzog von 58
 Röchling, Hermann 68
 Rokossowski, Konstantin K. 71
 Roosevelt, Franklin Delano 26
 Ryan, Cornelius 201
 Schaub, Julius 82,84
 Schenk, Ernst-Günther 203
 Schleicher, Rüdiger 89
 Schörner, Ferdinand 81,124f.
 Schukow, Georgi K. 16-23,71,
 93,103,110,143,162,164,
 183,194,196
 Schulze, Hagen 11
 Schwägermann, Günter 171f., 175
 Speer, Albert 25-29, 56, 59, 63,
 90f., 103, 114, 117, 156
 Stalin, Josef W. 18, 21, 23, 42,
 162, 183-186, 189, 192, 196
 Stauffenberg, Claus Graf Schenk
 von 8
 Steiner, Felix 69, 72-75, 78,
 110f., 115, 175
 Stumpfegger, Ludwig 169f., 175
 Stumpf, Hans-Jürgen 193
 Taylor, Alan John Percivale 91
 Tissier, Tony le 202
 Tito, Josip 25
 Toland, John 202
 Tornow, Fritz 126
 Trevor-Roper, Hugh R. (Lord
 Dacre) 9f.,200f.
 Tschuikow, Wassili I.
 18-20, 161-163, 166, 173
 Voss, Hans-Erich 133, 174f.
 Wagner, Richard 154
 Weidling, Helmuth 20, 63,74f.,
 115f., 130f., 165-167, 173,
 176, 181
 Wenck, Walter 76, 80-83, 90,
 109f., 125, 128-130, 173
 Wolff, Karl 156
 zur Mühlen, Bengt von 203